



Inhalt: Schneelicht. Von E. M. Vacano. (Schluß). — Remi. Erzählung von Hans Wachenhusen. (Schluß). — Der glückliche Esel, Gedicht von J. Trojan. — Ein 25-Pfennig-Sonntag im Berliner zoologischen Garten. Originalzeichnung von E. Koch. — Blumenleben im Hause. — Mosaik (mit Porträt). — Die Mode (mit Abbildungen). — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Köstelsprung. — Schach. — Damenspiel. — Kreis- und Silben-Räthsel. — Nebus. — Auflösung der räthselhaften Inschrift und des Räthfels Seite 112. — Correspondenz. — Für Pussgeschäfte.



Schneelicht.

Die Geschichte eines Wintertages und einer Winternacht.

Von E. M. Vacano.

(Schluß.)

6.

Und so ging er heim, das Dorf entlang, dem Bruchhose zu. Er war ganz anders im Antlitz und im Wesen, nachdem er das Wirthshaus verlassen, wie es ja bei den Gebildeten auf dem Lande stets der Fall ist; die bessere Klasse nimmt am Gaststübentische stets den Jargon und die Manieren des Landvolkes an, mit dem es handeln und wandeln muß, und sein eigenes verfeinertes Wesen erschleicht sich erst zwischen den vier Wänden oder gegen Gleichgestellte.

Vom ferne sah er beim raschen Dämmern den Bruchhof nur noch durch die Lichter in den Fenstern, da war eines in der Wohnstube und eines in der Gesindestube, und in der Küche loderte das Feuer. Du freundliche Glut, doppelt freundlich am Winterabende! Du leuchtest hell und klar und dein milder Glanz macht erstarrte Wanderer warm. Der Abend war gekommen, die stille Zeit, wo das Haus zu herrschen beginnt und liebend in seine schützenden Arme nimmt, was ihm zugehört. Der Schnee knirschte lustig unter den Füßen des Wanderers. Jetzt war er am Hofe. Resi, die Stallmagd, schlurte mit der Laterne aus den Ställen in den Stadel hinüber. Ferd, der Knecht, trug die Wasserkufen zum Pferdetränken vom Brunnen. Die Dreschmaschine, welche tagsüber gesurrt hatte, stand jetzt in der Ecke des Hofes. Die jungen Katzen liefen wie Wiesel unter der Einfahrt hin und her, Barry, der kropfige Kettenhund, schlug nur einmal an, dann zerrte er freudig an der Kette und sprang empor. Am Fenster der großen Gesindestube blieb Josef Gottdank



stehen, drinnen deckte die Küchenmagd den Tisch zum Abendessen. Im Zimmer der Frau Apollonia war Licht, sie war also daheim. Und er trat in das Haus, begieriger nach ihrem fröhlichen, leuchtenden Blicke, nach ihrer herzlichen Stimme, als nach dem Feuer des Herdes.

7.

Das Abendessen war vorüber, die Mädchen und die Knechte saßen noch beisammen, die Mädchen nährend und flickend, die Knechte rauchend und plaudernd.

Frau Apollonia war in ihr eigenes Wohnzimmer gegangen, das durch zwei Stuben von dem großen Gesindestube getrennt war. Meistens blieben die Zwischenthüren halb offen. In diesem Zimmer pflegte Frau Apollonia des Abends zu arbeiten und Josef Gottdank saß dann an demselben Tische. Da machten sie die Tagesrechnungen, oder sie nähte und er las ihr aus einer Zeitung vor, oder sie plauderten von der Zukunft. So war es auch an diesem Abende wieder.

Das Zimmer war wunderhübsch; die Möbel aus braunem Nußbaumholze, um die Wand herum lief eine hohe Holzverkleidung derselben Art. Der Ofen war aus grünen Kacheln, und grüne Rouleaur schlossen die Schneenacht aus. An den Wänden hingen schöne Jagdstücke; auf dem Tische stand eine Platte mit Theegeschir und Rumfläschchen. Frau Apollonia hatte ein Arbeitskörbchen und Weißnäherei vor sich. Josef Gottdank saß an der andern Tischseite und hatte ein Buch vor sich, aus welchem er ihr eben vorzulesen begonnen hatte.

„Du bist so seltsam ernst heute?“ sagte er auf einmal und legte seine Hand auf ihren Arm und seine treuen, hellen Augen schauten sie so freundlich an.

Sie erhob ihr Gesicht zu dem seinigen. Und es war, als ob die alte Freude wieder aufleuchten wollte in ihr.

„Es ist auch eine ernste Zeit,“ sagte sie langsam, sinnend. Es lag Entschlossenheit um ihren Mund, in ihren Augen und ihre Stimme klang fest. Es war nur, als ob sie sich fragte: „Wann und wie?“

„Eine ernste Zeit? Eine lustige, willst Du sagen, Ploni!“ sagte er. „Oder kommt sie nur mir so lustig vor, weil ich so glücklich bin? Immer näher rückt die Zeit, wo mir erfüllt wird, was sich ein Menschenherz nur wünschen kann. Ich werde Dich haben, Ploni! Verstehst Du das? Nein, wenn ich denke, wie Alles gekommen ist, da ist es mir, als hätte es der Himmel so gefügt. Wie ich herkam als Maier, und wie in Euren Hof. Es freute mich gleich anfangs. Dein Mann lebte noch. Ich war fleißig und eifrig, Du warst eine so gute Frau, aber so streng. Gegen mich, da warst Du am Strengsten. Wol nie ungerecht, aber Du gabst mir nie ein lobendes Wort, und wenn ich noch so eifrig war, nie zeigtest Du mir ein freundliches Gesicht. Die Anderen im Hause sagten, Du müßtest Etwas gegen mich haben. Ich glaubte es auch, aber ich konnte Dir trotzdem nicht zürnen, nicht um die Welt. Es war mir wol hart, bei allem Fleiße und bei aller Liebe zur Wirthschaft, die ich doch fast allein leitete, nie ein Wort der Anerkennung zu finden, weder vom verdrießlichen Herrn noch von Dir, die doch mit Allen so freundlich war. Aber nie kam mir der Gedanke, fortzugehen, das Haus zu verlassen. Woher das kam? Damals wußte ich's nicht. Jetzt aber weiß ich es gar wol. Ich konnte nicht fort, weil ich Dich gesehen hatte. Ich war oft traurig und wußte nicht, warum. Nur einmal, es war bei der Arbeit, daß Du mir die Hand reichen mußtest. Mir lief es wie ein Blitz durch den ganzen Körper. Ich zitterte wie in Angst. Die Welt drehte sich um mich. Die Berührung war so kurz, aber ich ging tagelang herum wie im Traume. Ich fürchtete mich vor der Wahrheit. Ich war verliebt, in Dich! Ich konnte nichts hoffen und doch war ich so glücklich! Die Leute wissen nicht, wie glücklich es schon macht, zu lieben! Man redet von unglücklicher Liebe. Die das sagen, lieben nicht so wie ich. Ich konnte nichts hoffen, nichts erwarten, aber ich fühlte mich, als ob ich Alles, Alles hätte, weil ich die Liebe hatte! Erst später, da überkam es mich wie ein Leid. Ich dachte daran, fortzugehen. Da starb Dein Mann. Und Du, Du wurddest so ganz — anders!“

Jetzt sprach Frau Apollonia. Sie hatte ihr hübsches Gesicht in die Hand gestützt und es war dahinter ganz verborgen. Sie sprach leise, mit seltsam veränderter Stimme. Das Licht fiel voll auf ihre Hand, so kräftig und doch nicht rauh, wie aus rosigem Stein geformt. Die feinen Knöchel ragten aus den weißen Manschetten hervor.

„Weil ich Dich auch lieb hatte, Josef,“ sagte sie leise. „Schon früher, und weil ich doch ein braves Weib bleiben wollte. Du gefielst mir so, Josef, so aus Deinem Innern heraus. Ich hatte das nie gefühlt. Ich habe damals erst

erkannt, wie schön die Welt für manche Menschen sein kann. . . Ach, mir war manchmal, als könnte ich Dir's gar nicht verzeihen und deshalb war ich barsch mit Dir. Und es gab Augenblicke, wo ich mir sagte, Du müßtest aus dem Hause. Aber dann rief wieder mein Gewissen: „Er soll fort, Du willst ihn hinausjagen, den braven, fleißigen, guten Burschen, und warum? Weil Du ihn gern hast, weil Du ein garstiges Weib bist. Was kann denn Er dafür? Er ahnt gar nichts davon, Er fühlt nichts für Dich. . .!“

„So quälten wir uns alle zwei,“ sagte Josef sanft, „und haben von einander gehen wollen und haben es doch nicht gekonnt.“

Sie änderte ihre Stellung nicht. Das Licht bildete gleichsam einen warmen Schimmer um sie, und inmitten dieses Lichtnezes bot sie ein anscheinend gesammeltes, friedliches Bild. Die Hand beschattete ihr Gesicht.

„Und wie ich dann Wittwe wurde,“ fuhr sie fort, „da wagte ich es erst, Dich so recht anzuschauen. Und ich fand Dich ehrlich, offen, lieb. Deine Seele lag vor mir, wie Dein Gesicht — ohne einen Schatten. Und eines Abends —“

„Es war ein Abend,“ sagte er leise, liebkosend, wie Bienenlaut, „ich sehe ihn noch vor mir. Die untergehende Sonne war über dem ganzen Himmel. Wir hatten die Ernte heimgebracht, das goldene Getreide lag in hohen Massen unter dem Scheunendach, vor dem Hause lärmten die Arbeiter beim Wein. Du gingst nach den Obstbäumen hinter dem Hause zu, das Feld entlang. Da ging ich Dir nach. Du legtest die Hand über die Augen und schautest in die purpurrothe Ferne hinaus. Da wurde mir die Seele lebensmüthig. Ich hatte Dich so gern, daß ich mich nicht zu lassen wußte! Und es lag Etwas in der Freude der Menschen und der Natur und in der rothglühenden Scheidestamme, daß ich bei mir dachte: „Nur einmal!“ Nur einmal, was? Ich wußte es selber nicht. Vielleicht nur einmal sagen dürfen, so laut, daß die Luft es hören konnte: „Ich habe Dich gern! . . .“ Und wie wir so langsam unter den Obstbäumen hingingen, da sagte ich Dir, daß ich fortgehen wolle. Und da Du erstauntest, so sagte ich Dir das Warum und — und Alles. Ich konnte nicht anders. . . ich war jung, das Herz überströmte und . . .“

„Und ich sagte Dir, daß Du bleiben solltest,“ fuhr sie fort, noch immer die Hand über dem Gesichte, noch immer mit derselben Stimme, die gleichsam aus weiter Ferne kam. „Ich sagte Dir, daß ich nicht böse sei, daß auch ich Dich lieb habe und daß ich Dein Weib werden wolle. Ich sagte das, denn Du, Du hättest es ja doch nie zu verlangen gedacht! . . .“

Jetzt sah er ihr Gesicht und er erschrad über die seltsame Blässe desselben und über das seltsam Starre der Augen, als sie fortfuhr: „Du sagtest anfangs, es könne nicht sein. Warum?“ Sie fragte sich das gleichsam selber.

Er aber rief in seiner frischen, ehrlichen, zärtlichen Weise: „Weil ich Dich nicht verdiente!“

Ihr Blick schien in seiner Seele lesen zu wollen. Es war nicht die Miene einer Geliebten, die er da sah, sondern eine Miene, wie die eines Richters: „Nicht verdiente?“ wiederholte sie nachdrücklich. Es lag Etwas in ihrer Frage und in ihrem ganzen Wesen, daß die Farbe langsam aus seinen Wangen wich und er sie wie wirr anschaute. Aber er sagte noch fest: „Weil ich nur Dein Diener war, nur ein Maier. Das sagte ich Dir ja damals. . .“

„Und ich erwiderte Dir,“ fuhr sie heftig fort, „ich sei es nicht, die Dir Etwas schenke. Dies Haus? Es ist ja Dein Werk, daß es so dasteht. Das Geld? Du hast es ja vermehren helfen! Und wenn Du es nicht wahren hilfst, wird es in meinen Frauenhänden zerrinnen wie Sand. Wenn also Jemand reichlich gibt, dann gibst Du mir! Ich war

ein armes Mädchen, dann wurde ich eine glückselige Frau. Heiter war ich immer, denn ich halte es für die Pflicht eines jeden Menschen, heiter zu sein, wenn ihm nicht großes Unrecht geschieht. Jetzt aber konnte ich es wirklich sein, Josef, weil ich hoffen durfte, ein glückliches Weib zu werden. Denn ich habe Dich so lieb . . ."

Ihre Stimme brach.

Er zog sie an sich, aber sie neigte sich zurück. Dann strich er ihr über das braune Haar. Da richtete sie sich auf, vollkommen gefaßt. „So war Alles gut!“ fuhr sie fort. „Wir gaben Beide gleich viel: unsere Liebe. Ich ein verlassenes Haus, Du Deine starken Arme.“

„Aber keinen Namen,“ sagte er lächelnd.

„Keinen Namen. Doch, Du hiehest ja Josef Gottdant.“

„So nenne ich mich nur. Ich habe Dir ja gesagt, Ploni, daß ich ein Findelkind bin. In einem einsamen Erdenwinkel bei Innsbruck unten haben mich gute Grundbesitzerleute an einem Winterabend auf der Schwelle ihres Hauses gefunden, und nahmen mich auf und riefen mich Josef.“

„Du hast also gar keine wirklichen Verwandten auf der Welt?“ fragte sie, und ihre Augen schienen wieder in seiner Seele lesen zu wollen.

„Nein,“ sagte er ruhig.

„Also auch Keinen, der Josef Findelkind genannt wurde, aus dem Innsbrucker, und der dort eines Mordes wegen zu schwerem Kerker verurtheilt worden ist?“



8.

Er fuhr empor wie ein Blatt im Winde. Eine Sekunde hindurch flackerten seine Augen in die ihrigen hinein, als wirble seine Seele und suche Zuflucht und ein Versteck in der ihrigen. Er athmete schwer, seine Hände streckten sich aus, als wolle er Etwas abwehren, und er wußte vielleicht selber nicht, daß er mit fremder, heiserer Stimme rief: „Sie weiß . . . sie weiß! . . .“

Sie hatte sich erhoben und sich über ihn geneigt und rief halblaut, wie außer sich: „Natürlich, Du bist es nicht selber? Du leugnest natürlich, daß Du jener Mensch bist! . . .“

Er ließ sein Haupt in die verschlungenen Arme auf den Tisch vornüber sinken. Es war eine ganze Weile still zwischen ihnen. Und als er wieder aufblickte, da hatte er ein steinern Gesicht.

„Nein!“ sagte er mit derselben heiseren Stimme. „Ich bin derselbe Mann.“

Sie sank schauernd auf ihren Sitz zurück und athmete heftig in ihre gerungenen Hände hinein. „Jetzt ist Alles aus! . . .“

Sie weinte nicht. Es war ihr nur, als sei die ganze Welt um sie herum finster und still. Sie dachte nichts mehr, sie wußte nur Alles. Sie war entsetzlich ruhig. Und es wunderte sie gar nicht, wie sie endlich seine Stimme wieder hörte. Sie klang ihr wie aus weiter, weiter Ferne. „Wie hast Du es nur erfahren?“

„Es ist gar sonderbar gewesen,“ sagte sie. „Durch eine Wachsmaske, die ich in der Stadt drinnen zu Gesicht bekam und die damals nach Dir gebildet wurde, wie der Mann mir erzählte.“

Es klang wieder wie aus der weiten, weiten Ferne her: „Ja, das ist ein seltsames Schicksal. Aber warum lastet es auf mir so hart, so hart? . . .“ Er schwieg wieder, und sie sah jetzt auf. „Sage mir Alles,“ flüsterte sie. „Das bist Du mir schuldig. Nicht wahr?“

* * *

Deutlich hörte man über die Felder draußen das Rauschen des Winters. Sternenlos war die wolkengedrückte Nacht und doch sah man deutlich einzelne dürre Bäume in dem Weiß draußen wie verzweifelt ringen mit dem Sturme, der sich erhoben, denn die Schneelichte hatte ihre weißen Augen offen und ließen die Nacht unheimlich durchsichtig werden. Ob der Sturm Schneegewölke zusammentrieb, daß sich die Erde dichter und dichter einhüllen möge in weiße Abgründe oder ob es schon ein Windbrausen war, dessen wärmerer Hauch den Kampf mit dem tiefen Winter aufnahm und den Schnee schmelzen und die blauen Veilchenaugen träumen machte?

Die Knechte und die Mägde draußen hatten ihre Arbeit und ihr Plaudern beendet. Eins nach dem Andern hatte die große Stube verlassen und sein Lager aufgesucht.

Man war gewohnt, daß der Herr Wirtschaftler mit der „Frau“ des Abends die Rechnungen des Tages in Ordnung brachte und für morgen des Nöthigen besprach, und so waren jetzt die Beiden wie allein in dem ganzen Hause. Die Uhr

tückte laut und draußen knurrte der kropfige Hund im Schlafe.

Josef Gottdant war sehr bleich und in seinen Augen lag eine unendliche Traurigkeit, aber sein Antlitz war seltsam gefaßt. Sie hatte die Hände gefaltet vor sich hin und schaute zu Boden. Sie bildeten eine friedliche Gruppe in dem behaglichen Schimmer der warmen, nachruhigen Stube für Jeden, der sie so gesehen und nicht gewußt hätte, daß in diesen armen Herzen das Echo des Gedankens schmerzte: „Jetzt ist Alles, Alles aus!“



9.

„Du weißt, daß ich ein Findelkind bin, Ploni,“ sagte er. „Im Innsbrucker unten, wo die weißen Bergriesen in

grüne Tiefen hinabschauen, da hat mich die Grundbesitzerin vom reichen Gaillingerhofe hinter einem Zaune gefunden an einem kalten, stürmischen Winterabende. Sie hatte noch Abends beim Gefinde drüben nachsehen wollen und da Etwas am Gartenzaune gehört. Schneelicht war's — und sie gewahrte das Bündel mit dem Kinde drin. Die Gaillingers waren wolbegüterte Leute und gute Herzen. Sie nahmen den kleinen Findling auf zu ihren eigenen zwei Knaben und dem Mädchen, und er wuchs mit diesen auf, ohne es je zu fühlen, daß seine Heimath eigentlich eine Hecke war. Im Hofe ging Alles seinen guten Gang, bis auf die Mißbilligkeiten, welche dadurch hervorgerufen wurden, daß die Gaillingerin das Beste ihrer Mutterliebe auf den jüngeren Sohn, ihren Franzi, übertragen hatte. Der ward dann auch bald ein weichlicher, verhätschelter, eigenwilliger, hochfahrender und verlogener Bursche, wogegen der Hiesel, der ältere, ein tüchtiger Arbeiter, aber schrecklich genau auf's Geld wurde. Das Mädchen heirathete jung einen reichen Bauernsohn in's Pitzgau. Ich selber wuchs zwischen den beiden Brüdern auf, gleichgehalten mit ihnen, vom alten Vater in Manchem wol gar den eigenwilligen Söhnen vorgezogen, von der guten Mutter zum Vertrauten gemacht in all den Verlegenheiten und Heimlichkeiten eines einseitig fühlenden Mutterherzens. Wie die Jahre vergingen und wir alle Drei groß wurden, da stellte sich das Verhältniß im Hause anders, schärfer. Ich wurde mehr der erste Arbeiter und den Andern untergeben. Der ältere, Hiesel, war stets unwillig und mit Recht zornig über die Wirtschaft mit dem Jüngeren; dadurch wurde er streng, hart, auch mit mir, und ich hatte oft mit ihm zu streiten. Franzi, das Mutterföhnchen, that nichts, als sich putzen, von Früh bis Abend essen und Geld verthun; auch schlechte Liebschaften kamen bald zum Vorschein. Er bildete sich ein, die Uniform stehe ihm gut und so kam er zum Militär — natürlich in eine theure Offizierschule. Nun ging das Geldgeben erst recht an! Schulden auf Schulden wurden bezahlt; der Ältere wüthete, der Vater wollte bald nichts mehr geben und drohte, den Schlingel, wenn er nochmals heimkomme, um von der Mutter Wirtschaftsgelder herauszulocken oder wol gar selber sich solche zuzueignen (wie es geschehen war), aus dem Hause zu jagen. Gegen mich wurde der Hiesel bald ein Teufel, denn er hatte mich im Verdacht, ich stände zu der verblendeten Mutter für den leichtsinnigen Liebling. Da kam wieder eine Feiertagszeit. Der Franzi kam richtig heimlich, um Geld zu fordern; er hatte wieder Schulden. Er kam spät Abends und schlief in meine Kammer, damit ihn der Vater nicht sehe. Da trat unversehens Hiesel noch in der Nacht, als er aus dem Gasthause kam, zu mir ein und sah seinen Bruder. Die Beiden geriethen in Streit, und als ich mich zwischen sie stürzte, war es zu spät. Das jähzornige Mutterföhnchen hatte eine Hacke ergriffen und dreingeschlagen. Hiesel lag todt am Boden. Und als die Leute kamen, da war der Franzi über alle Berge und ich allein bei dem Todten. Wer hatte es gethan? Ich, rief man. Ich hätte mit ihm gestritten — ich wäre der Mörder . . . Mit Einem Worte hätte ich mich lösen können, aber dieses Wort würde Schande, Elend, Zerstörung gebracht haben über das Gaillingerhaus, über das Haus, in welchem das heimathlose Kind einst aufgenommen worden war. Der eine Sohn todt, der zweite, der Mutter Abgott, ein Mörder! Es wäre der Tod meiner Wohlthäterin gewesen und der des alten Vaters. Ich gedachte in meiner Zelle jeder Wohlthat, die ich genossen, eines jeden guten Wortes, jedes Verzeihens, jeder Nachtwache, die man einst dem kranken Kinde geweiht, und — ich konnte nicht sprechen. Was lag an mir? Wer grämte sich um mich? Ich hatte nicht einmal eine Familie, über die ich Schande bringen konnte. So blieb ich der Mörder und wurde verurtheilt — mit mildernden Umständen — Zorn, ein Rausch, Nothwehr — ich weiß nicht, was sie alles fanden, zu fünfzehn Jahren Kerker verurtheilt. — Das ist die Wahrheit, Apollonia.“

Frau Apollonia hatte ihr Gesicht erhoben. Sie schaute mit einem starren Blick auf ihn, sie sprach aber nicht.

„Wie ich aus dem Kerker kam, meinst Du? Das ist lange zu erzählen. Du sollst es später erfahren. Sobald ich den Kerker hinter mir hatte, floh ich in die Fremde, hierher. Ich durfte mir doch ein neues Heim suchen? In diesem Hause fand ich es. Da hat mich das Glück zum erstenmale angeschaut mit lieben Augen. Aus Deinen Augen, Ploni. Und da konnte ich doch nicht anders, ich mußte es nehmen und danken dafür aus voller Seele. Denn ich habe Dich so lieb! . . . Jetzt weißt Du Alles. — Und was soll nun geschehen?“

Seine ganze Seele schien in seinen Augen zu leben, sein ganzes Wesen war Eine große Frage. Es hing das Schicksal eines Menschenherzens ab von diesem stillen Augenblicke. Sie schaute ihn noch immer an mit einem Blicke, in welchem die Gedanken haltlos lebten. Jetzt bewegte sie ihre Lippen. Er hörte, wie sie mehr hauchte als sagte: „Du bist unschuldig, hast aber keine Beweise — nicht wahr?“

Er bebt zurück. „Du glaubst mir nicht?“ sagte er. „Natürlich. Ich habe ja nur mein armes Wort, und ich kann ja lügen! . . .“

Sie schüttelte nur den Kopf und schaute ihn noch immer an.

Er fuhr mit unsäglicher Traurigkeit fort. „Und dann, selbst wenn Du mir glauben wolltest — es könnte ja entdeckt werden, wer ich bin, ich könnte wieder eingefangen werden, meinst Du? Und dann die Schande für Dich und den Hof! . . . Ja, Du hast recht. . .“

Jetzt sprach sie endlich. Zuerst leise, als hätte sie die ganze Zeit geweint, so gebrochen, aber dann immer stärker, immer ruhiger, und ihre Stimme ward klarer, je weiter sie sprach, und zuletzt war es, als liege ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele in derselben, aber schleierlos, frisch, in der ganzen Stärke und der heiligen Allmacht einer tiefen, wahren Liebe.

„Josef! Am Altar muß ich Dir ja schwören, mit Dir zu theilen Freud und Leid, Ehre und Schande. Und ich würde es halten. Und nicht Schande, nicht Leid, nicht Elend würden mich abhalten, mich Dir zu geben für immer, mit Allem was ich bin und habe. . .“

„Wenn Du mir nur glauben könntest, nicht wahr?“ sagte er.

Sie schaute ihn jetzt an, aber wie anders! Die ziehenden Schleier verflatterten, wie ein wolkenloser Himmel schaute ihre Seele aus diesen Augen, als sie mit vollem Ausbruche sagte: „Oh, ich glaube Dir! Und wenn Du keinen andern Beweis hast als Dein armes Wort — ich glaube Dir! Als Du sagtest: ‚Ich bin unschuldig!‘ da war es mir, als reiche mir ein Engel seine Hand in einem Abgrund. Seit diesem Augenblicke waren alle meine Gedanken Dankesgebete! Ich Dir nicht glauben! Denkst Du denn, als ich Dir sagte, ich wolle Dein Weib werden, ich hätte das gethan, ehe ich bis in das Innerste Deines braven Herzens geblickt und Dich wahr und echt befunden?“

Sie lag an seiner Brust. Aber er jubelte nicht, er sprach nichts. Er weinte nur wie ein Kind, laut und bitterlich, bis sie sich endlich losnestelte und ebenfalls mit Thränen sagte: „Was weinst Du denn, Josef?“

„Ich weine ja aus Freude,“ sagte er in ihre braunen Flechten hinein. „Weil ich mir denke, kein König kann so glücklich sein, wie ich! Du hast mich so lieb, so treu lieb! . . .“

Ruhe war in ihnen und um sie. Der Engel des Friedens lächelte wieder über dem Hause. Schneelicht war's draußen, und so dunkel auch der Himmel sein mochte, man sah deutlich jedes Ding, jedes Nestlein, jedes Blatt, denn auch in der dunkelsten Winternacht ist das Auge Gottes offen: Schneelicht!

Und wie sie ruhiger waren, erhob er sich und sagte: „Und jetzt, Ploni, warte ein wenig. Ich habe Dir etwas zu zeigen. Glaubst Du denn, ich hätte Dich genommen, ich hätte nicht selbst das größte Glück zurückgewiesen aus Deiner Hand, wenn eine Möglichkeit dagewesen wäre, daß ich Schmach und Schande bringen könne auf Dein theures Haupt, auf die zweite Wohlthäterin meines Lebens?“

Er verließ das Zimmer und ging in seine Kammer hinüber und von dort brachte er ein altes Gebetbuch, welches er stets in seinem Koffer verschlossen gehalten hatte. Am Tische, bei der Lampe, entnahm er demselben Schriften, und ehe er ihr dieselben reichte, erzählte er ihr, sie fest an sich haltend:

„Franzi, der leichtsinnige Sohn, ward bald das Opfer seines wüsten Lebens. Er verkümmerte im Militärleben, in Laster und Trunk. Und als seine Mutter in die Stadt eilte an sein Lager, da gestand er ihr Alles, und in einer Schrift legte er ein schriftliches Bekenntniß ab von seiner Schuld und meiner Unschuld. Dann starb er. Die Mutter kam zu mir in den Kerker und sagte mir, sie komme, um mich frei zu machen und mir meine Ehre wiederzugeben. Aber das wollte ich nicht. Ich meinte, ob es nicht gehe, daß man mich freilasse, ohne daß die Sache von Neuem öffentlich untersucht würde. Sie dankte mir — o,

wie dankte sie mir! um ihres Mannes willen. Und es ging, im Gnadenwege. So ward ich frei und verließ das Land und keine Unehre lastet auf dem Hofe, der mir einst ein Heim gegeben, und die beiden alten Leute leben dort ein neues Leben, umgeben von blühenden Enkelkindern. Und in dieser Schrift ist der Beweis meiner Schuldlosigkeit, ist die Rechtfertigung vor dem Geseze, wenn auch nicht vor der Welt. Und jetzt, Ploni, walte der Himmel über uns!..“

Und es ward Morgen. Die Sonnenscheibe, roth aufsteigend, setzte den Himmel in Brand; der Wolken Schaar zog wie reinigende Flammen dahin, und prächtig und tausendfach war die Stickerie, womit der Frost die Fenster schmückte.

Und dann kam der Frühling und Hochzeitsfreude zog ein in den Hof. Und nur Ein Mensch hatte an diesem Tage, mitten unter dem Lachen der Maiglöckchen, des Flieder's und der festlichen Menschen ein zorniges Herz — der böhmische Schneider, welcher von seinen anonymen Briefen an Frau Apollonia, voll gräßlicher Andeutungen über den Bräutigam, gar keine Wirkung verspürte. Und als dann der Josef Gott dank der reiche Bruckhofer geworden war, da mußte der Mann wol all seinen Vermuthungen den Laufpaß geben, wenn er nicht eine so „schöne Kundschaft“ verlieren wollte, denn der Herr Swoboda war auch Kinderschneider. . .

* * *

Rosenpracht, Kinderlachen und Menschenglück, ist das nicht Ein und Dasselbe?

N e m i .

Erzählung von Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

XV.

Adrianos erwachte am nächsten Morgen wie aus einem Glückstraum, den ihm der Schlummergott vorgegaukelt.

Nemi! Er hatte Nemi gefunden! War's nur ein Bild, eine Fata Morgana aus verwehendem Flugand? War's Wirklichkeit, daß er sie an der Seite der jüdischen Elda gesehen, daß er in ihr azurblaues Auge geschaut, ihre Stimme gehört, daß er plaudernd mit ihr unter der großen Cypresse gefessen, daß sie ihm gesagt, sie erwarte ihn morgen, jeden Tag . . .

Taumelnd erhob er sich und kleidete sich an. Und jeder Moment trat mit der Farbe der Wirklichkeit deutlicher und deutlicher vor ihn. Der ganze Abend in Emin's maurischem Schloßchen, einem Feenmärchen so ähnlich, war so verlaufen, wie er frisch in seinem Gedächtniß stand.

Aber auch Matoppo's Gestalt, wie sie ihm am Abend im Halbdunkel gestern erschienen, tauchte vor ihm auf. Was hatte er gewollt? Unverständlich waren ihm seine Neuzerungen, und der Bandit hatte ihm auf heut seinen Besuch angekündigt.

Von Ralph Gordon hatte Matoppo gesprochen, von Cassia . . .

Sein Diener trat ein und meldete ihm, es stehe ein armes Weib draußen, das nach ihm verlange.

Peinlich berührt — er hatte eben an Cassia gedacht — war er dem Diener noch die Antwort schuldig, als er die Schwester bereits auf der Schwelle erscheinen sah.

Er sandte den Diener hinaus, suchte sich zu sammeln, um Cassia die nöthige Kaltblütigkeit zu zeigen, und wandte sich dann zu ihr, erschreckend über das bleiche, krankhafte Antlitz, das er vor sich sah.

„Was führt Dich zu mir, da ich Deiner nicht mehr bedarf?“ fragte er streng.

„Gönne mir einen Stuhl,“ ächzte sie, sich an die Wand stützend. „Ich bin todtmüde; meine Füße tragen mich nicht mehr.“

Adrianos schob ihr einen Sessel zu. Mit einem gewissen Abscheu blickte er auf sie und ihre zerrissene Kleidung, einem Abscheu, den die Verworfenheit dieses Weibes rechtfertigte, seit er durch Nemi's Schweigen Alles bestätigt gefunden.

„Woher kommst Du?“ fragte er, mit gekreuzten Armen. „Von Suez! . . . Matoppo, der Schurke, der mir goldene Berge versprochen, speiste mich mit einem Almosen ab, nachdem ich seinen räuberischen Zwecken gedient.“

„Matoppo ist hier. Ich sah ihn gestern!“

„O, ich glaube es! Ich würde mich hinschleppen zum Richter und ihn anklagen, aber ihn straft ja Niemand.“

„Was ist geschehen?“

Cassia sammelte sich. Sie suchte wiederum nach ihrer Gewohnheit die zerrissenen Falten des Kleides mit zitternder Hand im Schoß zusammenzulegen. Ihre Lippen ver-schmachteten. Sie schaute auf.

„Gib mir einen Trunk Wasser,“ bat sie.

Adrianos reichte ihr das Verlangte.

„Du weißt,“ begann sie, wieder mit zitternd über den Schoß fliegenden Händen und ohne aufzublicken . . . „die

beiden Engländer, die vor jetzt mehr als acht Tagen in Suez eingetroffen . . .“

„Ich weiß nichts von ihnen.“

„Es war ein großer junger Mann und ein älterer, die beide Nemi Gordon suchten und eine große Belohnung aussetzen wollten. Matoppo und ich, die wir beide zufällig dort zusammentrafen und hörten . . .“

„Was suchtest Du dort?“

„Nemi's Spur! Mir sagte eine Ahnung, daß sie in jener Richtung verschwunden sein müsse.“

„Weiter!“

„Matoppo ließ mich von seinen Spießgesellen binden und bei einem Juden, der sein Hefler, in einen Keller werfen. Drei Tage später erst, als ich fast verhungert, kam er, um mir zu sagen, er zahle mir fünfshundert egyptische Pfund, wenn ich dem jungen Engländer bei meiner Seelen Seligkeit schwöre, daß das blonde Mädchen, das ich sehen werde, dieselbe Nemi sei, die ich erzogen, die ich aber in fremde Hände gegeben, als ich in Noth gerathen, weil der Mann, ein gewisser Adrianos, der sie mir anvertraut, vor vier Jahren gestorben.“

„Matoppo ließ mir keine Wahl,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Ich verstand seine Drohung für den Fall, daß ich mich weigere; es wäre nicht der erste Mord gewesen, den er auf dem Gewissen hat. Man wollte mich verhungern lassen, wenn ich nicht einwillige. Am folgenden Tage wurde ich abgeholt; ich mußte mit ihm zur Eisenbahn; er schleppte mich bis zu dem einsamen Gehöft Bir-Ubu-Bellach, das mitten in der Sandwüste liegt. Dort befand sich schon der Jude aus Suez mit einem ganz hübschen blonden Mädchen, das fertig englisch sprach. Der Eine der beiden Engländer, der junge Mann, war auch dort anwesend und starrte schweigend immer das Mädchen an. Er sprach wenig; er verlangte von mir durch Matoppo nur den Schwur, daß das Mädchen dieselbe Nemi sei, die ich erzogen.“

„Matoppo stand neben mir. Der Jude spielte den Dolmetsch. Ich sah die Drohung in Matoppo's Augen funkeln. Mir blieb nichts übrig, als den Schwur zu leisten. . . Der Engländer war damit zufrieden und der Jude führte mich fort in einen elenden fensterlosen Raum, in den ich wieder eingesperrt wurde.“

„Zwei Tage vergingen mir dort in vollständigem Dunkel. Man warf mir die Nahrung vor wie einem Hund. Am dritten erschien Matoppo. Er sagte mir, er brauche mich jetzt nicht mehr. Der Engländer habe sich gestern mit der falschen Nemi in Suez vor dem Consulate trauen lassen und sei zu Schiff am Morgen nach Indien abgereist, nachdem man ihm gesagt, daß der Andere, sein Gefährte, sich nach London begeben, was sicher eine Lüge ist, denn ich wette darauf, sie haben ihn umgebracht. Ich selbst hatte mit angehört, wie dieser in Suez sagte, er werde das Mädchen erkennen, denn es müsse seiner Mutter ähnlich sehen, und das hätte Matoppo's Betrug zu Schanden gemacht. Mir gab der Bube anstatt der fünfshundert Pfund ein paar Sabatzen, gerade so viel, um damit hierher zu kommen, und verhöhnte mich obenein.“

Adrianos hatte mit wachsendem Staunen angehört, was Cassia, erschöpft von Hunger und Durst und mit leuchtender Brust, erzählte. Er verstand jetzt Matoppo's gestrige Worte.

„Ich erwarte den Schurken heute bei mir und bin bereit, ihn den Gerichten zu übergeben!“

Cassia lachte spottend vor sich hin.

„Dem thut Niemand etwas!“ sagte sie. „Ich habe den falschen Eid einmal schwören müssen.“

„Doppelt falsch, weil Nemi gefunden ist!“ rief Adrianos. Cassia schaute erschreckt und ungläubig auf.

„Gesunden gestern Abend! Sie ist hier! Ich werde sie heute und täglich sehen.“

Cassia erhob sich furchtsam.

„Nemi!“ flüsterte sie, fiebernd vor Schreck.

„Sei unbesorgt! Sie zürnt Dir nicht mehr. Sie dankt Deiner Herzlosigkeit ein Schicksal, das beneidenswerth, und hat die ihr widerfahrene Unbill vergessen.“

„Ich will gehen!“ Cassia erhob sich, stützte sich auf die Lehne des Sessels und wollte mit schwankenden Gliedern zum Ausgang tapen.

„Mein Diener wird einen Fiaker holen! Du, Cassia, wirfst fortab Deinen Unterhalt in Alexandria finden; ich sorge dafür unter der Bedingung, daß Du meine Wege nicht mehr kreuzest. Nemi Dich fern zu halten, wirst Du selbst das Bedürfniß fühlen. . . Hier nimm und leb wol!“

Er reichte ihr seine Börse und trat dann ins andere Zimmer, um den Diener zu instruiren.

Cassia stand einige Secunden wie betäubt. Die Börse zitterte in ihrer Hand.

„Nemi gefunden!“ flüsterte sie. „Ich hatte kein Glück mit ihr!“ . . .

Unten in der Thür begegnete ihr Matoppo. Trotz ihrer Hinsinnlichkeit sprang sie auf ihn zu und packte ihn an den Armen.

„Schurke, elender!“ rief sie leuchtend. „Kommst Du zu ihm, um Dir noch einen Sündenlohn zu holen, nach-

dem Du mich zum Meineid gezwungen? . . . Du kommst zu spät! Nemi, die wahre, ist gefunden, nicht die Deine, die Du dem Engländer aufhaltest! . . . Geh nur hinauf! Er hat schon gedroht, Dich den Gerichten zu übergeben, denn ich habe ihm Alles erzählt. . . Wo hast Du den Anderen hingebacht?“ rief sie, sich näher an sein Ohr beugend. „Du hast ihn todt gemacht, damit er nicht gegen Dich und mich zeuge! Ich selber gehe hin und zeige Dich an!“

Damit ließ sie ihn stehen und übergab sich dem Diener, der sie zum Fiaker geleitete. Und schon im Wagen beugte sie sich zurück, da sie Matoppo unschlüssig in der Hausthür ihr nachschauen sah und rief heiser:

„Ich selber fahre zum Gericht, um Dich anzuzeigen, Ver-ruchter! Sie sollen Dir das Sündengeld wieder abnehmen und Deinen Banditenkopf dazu!“

Matoppo lachte ihr nach. Er stand noch einige Secunden unschlüssig, sich den Schmirrbart streichend, gab dann einem seiner Spießgesellen, der gegenüber an das Holzgitter des Esbetsch gelehnt stand, ein Zeichen und schritt mit diesem davon.

XVI.

Am Nachmittage, als Adrianos vom maurischen Schloßchen zurückgekehrt, wo er in Nemi's und Elda's Gesellschaft eine glückliche Stunde verbracht, meldete sich bei ihm ein Diener des englischen Consulats. Man ließ ihn eilig um seinen Besuch im Hotel d'Orient bitten.

Adrianos, der Matoppo vergeblich erwartet, machte sich auf den Weg. Man führte ihn in einen Salon zu ebener Erde, in welchem der Consul ihm entgegen trat, um ihn in die Nische eines Fensters zu führen.

„Verzeihung, daß ich Sie belästige!“ sagte er erregt. „Man hat soeben einen Verwundeten, einen meiner Landes-angehörigen, nach Kairo gebracht, der in Zagazie durch einen von hier gerufenen Arzt so weit hergestellt ist, daß ich ein Protokoll aufnehmen lassen konnte. Es ist ein Colonel Baring, der Ihres Namens erwähnte. Kennen Sie ihn? Er kommt von Indien und zwar in Gesellschaft eines Mr. Ralph Gordon, von dem er, wie es scheint, in räuberischen Absichten unter falschen Angaben getrennt worden ist. Sie kennen diesen Colonel Baring?“

Auf Adrianos machte nur der Name Ralph Gordon Eindruck. Aber er erinnerte sich Matoppo's Aeußerung . . . Der Andere! Klang es in ihm.

„Was ist's mit diesem Mr. Ralph Gordon!“ fragte er ausweichend.

„Ich weiß es nicht. Es handelt sich zunächst um Baring. Er fragt nach Ihnen. Er will vor fünf Jahren oder länger einmal mit Ihnen im Hotel Suez zusammengetroffen sein, wo Sie ihm von einem Kinde Namens Gordon erzählten . . . Seltsamer Weise,“ setzte der Consul hinzu, „erinnert mich dieser Name an die schöne Blondine, die wir gestern bei Emin-Bey bewunderten und zu der Sie in naher Beziehung waren. Die Aussage des Colonels Baring war mir um so interessanter.“

Wie ein Blitz durchkreuzte Adrianos' Gehirn die Erinnerung an jenen Abend auf der Terrasse des Suez-Hotels. Auch der Name, längst vergessen, stand ihm wieder im Gedächtniß.

Dieser Colonel war jener Andere gewesen, der nach den Gesichtszügen, nach der vermuteten Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, Nemi Gordon hatte erkennen wollen.

„Sie kennen ihn?“ wiederholte der Consul, als er Adrianos sinnend sah. „Der Aermste muß in die Hände der schlimmsten Gauner gerathen sein!“

„Er und Ralph Gordon . . . ja! Und ich kenne sogar diese Gauner!“ Adrianos schaute in den Fond des Salons, in welchem er am Kopfende eines Bettes einen barmherzigen Bruder sitzen sah. „Darf ich den Verwundeten sehen?“

Der Consul führte ihn vorsichtig an das Bett. Adrianos beugte sich über dasselbe und erkannte trotz der Blässe und Blutlosigkeit das Antlitz Baring's, der durch das Geräusch aufmerksam geworden, die Augen aufschlug, ihn anstarrte und dann dem neben Adrianos stehenden Consul durch eine Bewegung des Kopfes ein Zeichen gab.

Der letztere zog ihn fort, zurück an das Fenster.

„Der Colonel,“ sagte er halblaut, „scheint doch das einzige Opfer der Gauner gewesen zu sein. Auf eine an das Consulat in Suez gerichtete Depesche erhielt ich soeben die Antwort, daß Ralph Gordon, der Reisegefährte des Colonels, mit dem letzten Schiff nach Indien abgegangen ist; aber was mir unerklärlich, ist die gleichzeitige Benachrichtigung, daß er sich vor seiner Abreise im Consulat mit einer jungen Dame Namens Nemi Gordon vermählt. Wir hätten da also zwei junge Mädchen desselben Namens, und das verstehe ich nicht!“

„Sie werden es verstehen, wenn Sie mich angehört.“

Adrianos erzählte dem Consul in kurzen Umrissen von seinen vergeblichen Bemühungen, Nemi, die Tochter des vor fünf Jahren in Dschedda verstorbenen William Gordon-Sullivan, aufzufinden; wie ihm dann gerathen worden, sich an Matoppo zu wenden, wie dieser mit der frechsten Stirn

ihm sein beabsichtigtes Gaunerstück dargelegt und er, Adrianos, unbekannt mit dem derzeitigen Aufenthalt Ralph Gordon's, nicht im Stande gewesen, diesen zu warnen. Er schloß mit dem, was ihm heute Morgen zu Ohren gekommen, wonach er sogar von dem Tode des Begleiters Mr. Gordon's, dessen Namen man ihm nicht genannt, überzeugt gewesen sei.

Und wieder war auch hierin Adrianos gezwungen gewesen, den Namen Derjenigen, die eine so traurige Rolle in dieser blutigen Intrigue gespielt, den seiner eignen Schwester, zu verschweigen.

Beide saßen noch am Fenster, als der barmherzige Bruder sich ihnen näherte mit der Meldung, der Verwundete gebe auffallende Zeichen der Theilnahme, er schein nach dem Consul zu verlangen.

Adrianos folgte diesem an das Bett. Der Colonel war wirklich auffallend erregt. Er suchte sich aufzurichten, deutete auf Adrianos, als wolle er mit diesem sprechen, winkte ihm dann und bat ihn durch ein Zeichen, sich an sein Bett zu setzen. Und sich zu ihm richtend, suchte er Adrianos' Hand, die dieser ihm ließ.

„Adrianos-Bey!“ sprach er matt.

„Ich hatte doch recht; mein Gedächtniß täuschte mich nicht! Aber jener Schurke, dem Mr. Gordon so thöricht vertraute, er sagte, Adrianos-Bey sei vor vier Jahren gestorben. Es brauchte mich nicht erst dieser Stiletstich in der Hüfte, den man mir versetzte, als ich mich thöricht abseits in die Wüste führen ließ, zu überzeugen, daß wir mit einem Gauner zu thun hatten, der uns nur ausbeuten wollte. Sie leben, und ich . . . ich lebe glücklicher Weise auch noch, um Sie zu finden, um von Ihnen zu hören: lebt William Gordon's Kind noch, das Kind Amy Dickens', von dem ich Ihnen damals sprach, das ich erkannt haben müßte, wenn ich darauf bestanden hätte, es sehen zu wollen, als wir uns damals auf der Terrasse in Suez begegneten . . . Sagen Sie mir: lebt es und wo ist es? Sie allein können es wissen! An meinem armseligen Leben ist ja nichts verloren, aber das Kind . . .“

Colonel Barting's Stimme ward schwächer, er hatte sich Gewalt angethan, sank zurück, behielt aber fest Adrianos' Hand in der seinigen.

„Es lebt! Beruhigen Sie sich!“ tröstete dieser, seine Hand pressend.

„D, es lebt! Und darf ich es sehen? Hat es Amy Dickens' Züge . . . Sagen Sie es; hat es . . .?“

Adrianos lächelte über die Angst des alten Colonel.

„Sie selbst sollen darüber urtheilen!“ beruhigte er. „Nemi Gordon wird es sicher eine heilige Pflicht sein, an das Krankenbette eines Freundes ihrer Mutter zu eilen. Ich selbst will sie benachrichtigen, wenn sie ohne Gefahr für Ihre Genesung . . .“

„D haben Sie Dank!“ Barting preßte mit beiden Händen die des jungen Mannes. „Bringen Sie ihr viel Tausend Grüße, wenn . . . wenn sie Amy Dickens' Kind ist, und das ist sie; denn sagten Sie nicht selbst vorher, sie sei William Gordon Sullivan's Kind?“

„Sie ist es, Colonel!“

„D Dank, tausendfachen Dank, so ist sie denn gefunden! Und sie ist glücklich, nicht wahr?“

„Auch das ist sie!“

„Gott sei gepriesen! . . . Aber Mr. Ralph Gordon?“ fragte er.

„Ist, wie eine Depesche vorhin meldete, mit dem letzten Schiff nach Indien zurückgekehrt,“ nahm der Consul das Wort.

Der Colonel bewegte nickend den Kopf auf dem Kissen.

„So erging's ihm besser doch als mir!“ Er wäre doch kein Mann für sie gewesen, wenn sie ist wie ihre Mutter. Aber es ist nur gut, daß Einer von uns beiden sie gefunden hat!“

Colonel Barting lehnte mit einem

Seufzer der Zufriedenheit sein Haupt tiefer in das Kissen zurück und schloß nach übermäßigen Anstrengungen ermüdet die Augen.

Als er vor Einbruch der Dunkelheit erwachte, stand Nemi, durch den Consul herbeigeführt, an seinem Bette.

Er riß die Augen auf; er starrte mit dem Glanz der Verklärung auf dem Antlitz in die lieblichen Züge des Mädchens, richtete sich auf und faltete die Hände.

„Amy, bist Du's? Stehe ich schon vor Gottes Thron und gab er in seiner Gnade Dich mir zurück, die mir auf Erden nicht beschieden sein sollte? . . . D, Amy, ja, dies ist Seligkeit! Der Allmächtige verzeihe mir, daß ich oft verzweifelt!“

Nemi stand regungslos und hörte die Phantasien des Verwundeten an. Sie lächelte auf ihn hinabschauend, dann legte sie die Hände auf die seinigen.

„Ich bin Nemi Gordon und glücklich, durch Sie von meiner armen, früh geschiedenen Mutter zu hören,“ sprach sie mit dem Herzen in der Stimme.

Schon die Berührung ihrer Hand hatte den Colonel, der sich bereits unter den Seligen gewähnt, zum Bewußtsein des irdischen Daseins zurückgeführt. Er schaute sie lange mit Inbrunst an; Thränen rannen aus seinen Augen.

„D, dies ist ihr Ebenbild!“ rief er entzückt. „Ich habe sie wiedergesehen, und das ist ja Alles, was ich vom Leben noch begehrte! . . .“ Und sich zurücklehnd mit gefalteten Händen, mit förmlicher Anbetung zu ihr aufschauend, flüsterte er für sich: „Nein, sie hätte doch Ralph Gordon's Weib nicht werden dürfen; sie ist zu gut für ihn und wenn er auch Millionen hat!“

XVII.

Der Herbst, der um diese Zeit erst begonnen, ein Herbst, der die Rosen und Heliotropen zur Blüthe, die Datteln und Drangen zur Reife trieb — der Herbst Egyptens schritt vor und brachte immer neue Fremde nach Kairo.

Lucile gab sich ganz den Zerstreuungen der Gesellschaft hin; sie war heiter, oft gewaltig heiter, bis sie wieder ihre melancholischen, dem Nachdenken gewidmeten Tage hatte und die schönsten Soireen launenhaft versagte.

Um die Zeit sprach man davon, sie werde die Huldigungen eines österreichischen Rittmeisters erhören, der im Hause ihres Vaters aus- und einging, sie als Gattin mit sich nach Steiermark zu nehmen wünschte und so heiteren Temperamentes er sonst war, auch den Kopf hängen ließ, wenn Lucile von der Melancholie befallen ward.

Das maurische Schloßchen, in welchem Elida ihres Bruders Freunde und Freundinnen um sich versammelte, sah keine so große Festlichkeit in dieser Saison wieder. Elida liebte die geräuschvollen Vereinigungen nicht, aber sie war einmal gekommen, um auf Emin's Bitten ihrer Einsamkeit für kurze Zeit zu entsagen, und sie war es hauptsächlich, die mit ihrem Geiste, ihrer Anmuth den kleinen Kreis ihrer täglichen Gäste unterhielt.

Und zu diesen gehörte auch Colonel Barting, als er nach wenigen Wochen genesen — genesen um so schneller, als es ihn antrieb, das Kind der Unvergesslichen wiederzusehen und in Nemi's Anblick seinen Jugendtraum noch einmal zu durchleben.

Barting hatte natürlich erfahren müssen, wie plump Ralph Gordon in die Falle gegangen, die ihm ein Gauner wie Matoppo gestellt; aber Reisende, die ihm in Aiden begegnet, erzählten, er sei glücklich und sitze den ganzen Tag an Bord im Anschauen seiner jungen Frau verloren.

„Never mind!“ Damit beschloß auch der Colonel, ihm Glück zu wünschen und ferner nicht mehr an ihn zu denken. Ging's ihm doch selber mit Nemi so! Er war traurig, wenn er sie nicht sehen konnte, und trauriger noch ward er eines Abends, als er allein durch den Garten des maurischen Schloßchens wandelte und in der Nähe einer großen Cypresse plötzlich lauschend hinter ein Nardengebüsch zurücktrat.

Da saßen die Beiden, Adrianos und Nemi, im trauten Gespräch, allein, ungestört in der Stille des Abends. Sein Arm lag um ihren Nacken, ihre Hand lag in der seinigen, und so plauderten sie Worte, die der lauschende alte Barting zwar nicht vernehmen konnte, die ihm aber einen Seufzer entzogen.

Mit Ralph Gordon war er einig gewesen, daß er ihm durch die ganze Welt bis nach Californien folgen dürfe, um bei Nemi zu sein, wenn diese sein Weib geworden, mit Adrianos aber mußte er erst einen neuen Pakt schließen,



Der glückliche Esel.

Auf der Dün' am Meeresstrande
Steht das wunderzarte Bild,
Sie, die für die Schönste gilt
Auf dem Wasser wie zu Lande,
Aller Anmuth Kron' und Bier.
Aber wer steht neben ihr?

Ah, das allerliebste Haupt —
Seht es selbst, wenn ihr's nicht glaubt —
Lehnt an eines Esels Haupte;
Diese Hand, die kaum erlaubte
Flücht'gen Druck, den er sich raubte,
Streichelt eines Esels Ohr;
Diese Locken, die hervor
Unterm Sommerhute quellen
In kastanienbraunen Wellen,
Mischen mit dem grauen Haar
Eines Esels sich.

Zürwahr!

Wunderbar vertheilt die Loose
Das Gesicht: die zarte Nase
Schmiegt sich an den Dittelsfreund,
Der damit zufrieden scheint.

Holbes Bildniß, sage mir,
Tränfelte ein Elf auch Dir,
Als Du schliefest süß und fest,
Zauberjaß auf Aug' und Wange,
Aus dem Mündchen ausgepreßt,

Welches „Lieb' im Müßiggange“
Geist? Ich weiß, am Dünenhänge
Wachsen solcher Blümchen viel.
Treibt mit Dir sein lustig Spiel
Auch ein Zauber, wie den Sinn
Der Titania er berückte,
Als der Efelkopfschmückte
Sie, die Reizende, entzückte
Und sie riß zur Liebe hin?

Eine Eselkönigin
Wirst Du, Schöne, auch genannt
Auf und ab an diesem Strand.
Ja, hier an der blauen See
Gibt es keine größ're Fee.
Und trotz mancherlei Beschwerden,
Die sie tragen müßten dann,
Möchten gern, das nehm' ich an,
Alle Männer, jung und alt,
Dir zu Lieb' verwandelt werden
Selbst in dieses Thiers Gestalt,
Wenn Du, so wie diesem Grauen,
Ihnen schenkest Dein Vertrauen.
Denn darin stimmt überein
Alles, was hier weilt am Meere:
Wer — holdselig Wesen höre! —
Dieser Esel wollte sein:
Daß der nicht ein Esel wäre.

J. Trojan.



Ein fünfundwanzigpfennig-Sonntag im Berliner zoologischen Garten. Originalzeichnung von G. Koch.

denn ohne Remi sein, das wäre des Genesens von seiner Wunde nicht werth gewesen.

Und das that er durch Elba's Vermittelung, da er selbst zu linksch war, um sich in die Angelegenheiten zweier Verliebten zu mengen. Ihm ward der Vorzug, den Elba aus religiösen Rücksichten ihm einräumen mußte, die schöne Braut vor das Consulat und den englischen Reverend zu führen, der im Namen der Kirche den Bund segnete. Und Baring spielte als Brautvater wirklich eine groteske Rolle, in der ihn die Rührung der Art übermannte, daß ihm die Thränen über die verwitterten Wangen liefen.

Er dachte daran, wie himmlisch es gewesen sein würde, wenn er damals in seinen jungen Jahren Amy Dickens hätte zum Trau-Mitar führen können.

Blumenleben im Hause.

Eine der schönsten Zierden des Hauses sind die natürlichen Blumen. Ob sie den Palast des Reichthums, die Hütte des Armen oder das behagliche Zimmer des Mittelstandes schmücken, sie sind unentbehrlich dort, wo Schönheit sich dem Nützlichem zugesellen will, im Salon, in der Stube, in der Hütte.

Während in letzterer meist nur Geranien, Levkojen und hier und da ein Basilicakraut oder Fetthenne (Sedum T.) gepflegt werden, gestaltet sich der Luxus und Ueberschwang des Blumenschmuckes bis zur Fabelhaftigkeit im Hause des Reichthums, der seine eigenen Treibhäuser und Gärten hat und so täglich frische, seltene Blumen in seinen Gemächern sehen kann oder diese kostspielige Zierde von fremden Gärtnern beschaffen zu lassen vermag.

Zumeist aber interessiert uns hier der Blumenschmuck im Familienhause des Mittelstandes, jenes Standes, der bei idealen Bedürfnissen den verhältnißmäßig geringsten Wohlstand aufzuweisen hat.

Was wäre da passender, als einige Selbstpflege der Blumen an einem oder an einigen sonnigen Hoffensfenstern, zum Zwecke der Instandhaltung eines oder mehrerer Blumentische in den Zimmern? Blumen, diese liebholden Naturwesen, wir können, wir dürfen sie nicht mißhen. Wie erquickt uns schon das friedenleuchtende Grün der Pflanzen und Pflänzchen im Winter, wenn draußen ringsum alles starr, weiß, eisig, todt ist. Wie entzücken uns im ersten Frühlingstage die winzigen zarten Samenblättchen der selbstgekeimten Rejeda, dieser so bescheiden aussehenden, herrlich duftenden Allerweltsblume! Wie schmelzen wir Sommers im Anblick der vollen Rosen, der Nelken, des glutdürstenden Kaktus, die uns vom Blumentisch entgegenbrennen, wo all' das blühende Gewächs so lange prangen darf, bis es zu welken beginnt, um alsdann wieder in's Pflegestübchen an der Hoffseite oder auch auf einen Balkon verbannt zu werden. Dort, besonnt und gereinigt, wird es wieder zu neuer Blüthe oder bis zu vollschöner Blüthenzeit gezo-gen.

Wie viele Blumen kann man so leicht selbst ziehen, oder wenn man sie auch in der Blüthe kauft, dann weiter erziehen und erhalten! All' dem Hausgeblüme und Gesträuche voran steht die herrliche Sykomorenart, der sogenannte Ficus. So lange er noch klein ist, mag er als schönstes Blattgewächs unserer Zimmerflora die erste Stelle inmitten des Blumentisches einnehmen, am besten auf einem umgekehrten Blumentopf, denn seine starren unteren Blätter senken sich meist etwas herab und könnten leicht zwischen den anderen Töpfen und Pflanzen beschädigt werden.

Wie wenig Mühe verursacht so ein Ficus und wie dankbar ist er! Immergrün und glänzend, wie aus dunklem Porzellan, so tragen seine edelgeformten Blätter der Sonnenhitze wie der Winterkälte im Zimmer. Sechzehn Grad R. Wärme wären ihm am liebsten als beständige Temperatur, aber er verträgt auch vorübergehend 10 Grade wie 24. Dabei ist der Zimmerficus freilich empfindlich gegen starken Luftzug, gegen Sonnenbrand, gegen andauernd kältere Temperaturen. Namentlich in der heißen Mittagsstunde läßt er ganz müde die Blätter hängen, aber er hebt sie, in den Schatten gebracht und nach einiger Abkühlung etwas begossen, bald wieder sanft empor. Im Winter nur einmal über die Gasse getragen oder am offenen Fenster stehen gelassen, wäre er abgestorben.

Keine Blume verräth so auffallend Leben und Bewegung, wie der treue Ficus, freilich bedarf er der steten Aufmerksamkeit und einer liebevollen Behandlung. Er trinkt viel Wasser und würde Sommers verdursten, wenn man ihn nur einmal täglich begießen wollte. Er liebt es, sich manchmal mit einem weichen weissen Watistuche die glänzenden Blätter abwischen zu lassen und freut sich eines dichten Sommerbades im warmen Regen.

Er rollt Blatt um Blatt auf im Frühling, im Sommer, auch bisweilen noch im Herbst. In manchem Jahre treibt er nur drei bis vier Blätter, in anderen mehr, bis acht und neun, was freilich etwas vorwiegend von ihm ist und ihm leicht schaden kann, wie denn übermäßige Schnelllebigkeit überhaupt schädlich ist.

So lang er also klein und jung ist, darf der Ficus den Ehrenplatz unter allen anderen Blumen auf dem Blumentisch einnehmen. Wird er aber größer, so überragt er zu sehr die übrigen Gewächse. Auch wird seine eigene imposante Schönheit beeinträchtigt durch die Gesellschaft der verschiedenen geringeren Topfgewächse und wären sie auch noch so hübsch. Er steht fortan selbständig in einem eigenen Korbe und blickt wie ein stolzer, einjamer Philosoph zum Himmel hinauf, denn ohne Ausblick in die Unendlichkeit, ohne Licht kann er nicht sein, wie jeder echte Philosoph.

Da wird er denn im höheren Sinne weitergepflegt und erzogen. Denn so groß er ist, hat er doch nicht immer die ungetriebene Reizung in die Höhe — wie es schon nicht anders geht auf Erden. Er wächst leicht ein bißchen schief, namentlich wenn er groß und schwer geworden, nicht mehr so leicht gehandhabt werden kann beim alljährlichen Umsetzen zur Frühlingzeit, bei wachsendem Monde. Da dreht man ihn nun, man stellt seinen Korb immer so, daß er mit der schiefen Neigung sich vom Lichte abwendet, denn der Baum strebt dem Lichte zu und wird mit der Zeit wieder gerade. Aber sein allzuheftiges Streben nach dem Lichte würde ihn wieder schief gestalten, wenn man ihn nicht abermals drehte, schon um der einzelnen Blätter willen, die sich gern alle nach der Lichtseite hin ausstrecken, wie betende Menschenhände.

Und so treiben es in Bezug auf das Licht alle Blumen, alle Sträucher, alle Gewächse, und sind sie kleiner, unscheinbarer, so bemerkt man ihr Eigenleben nicht so auffallend, wie beim Altmeister Ficus.

Auf dem Blumentische aber kann die Ehrenstelle leicht durch eine große Fuchsia besetzt werden, die, zum Bäumchen gezogen, in stolzbegehender Grazie die feingebogenen Aeste und Aestchen mütterlich über die Blumentische unter ihr ausbreitet und ihr Korallen-spielzeug zärtlich auf sie herabbaumeln läßt. Oder man stellt Königin Rose auf den Thron und gönnt ihr dort die Herrscherzeit ihrer Blüthe, oder man gibt dem schlichten, mattgrünen und doch so reich-belaubten, ehrwürdigen Stiefmutter (Plectranthus fruticosus) die Ehre, auf dem Blumentische zu stehen, wo er sich ausnimmt wie ein alter Großpapa angeht der buntanwachsenden jüngeren Blumengeneration, oder man gestattet der alten Klette, der Judentische (Physalis peruviana), ihren grellen Korallenschnuck zu entfalten, wenn gerade eine feinere Blume fehlt.

Unter dem hohen Ehrenplatze aber wimmelt die Schaar des Blumentisches. Da schneiben sie Gesichter, die farbenglühenden, sammetigen Stiefmütterchen; wie eine kleine Klatschbabe guckt die grellrothe gemeine Pelargonie drein, während ihre hübscheren, wolgebildeteren Schwestern sich leicht hin, wie junge Pensionärinnen, über sie erheben. Hier haucht die sanfte, schlicht hausfräulich gekleidete Vanille ihren zartbusigen Athem ins Zimmer, dort streckt der schöne Knabe Goldlack seine üppigen Fäustchen in die Luft und berauscht uns durch seinen Parfüm.

Und wie viele große und kleine, haarige und glatte, matte und leuchtende Gewächse breiten ihre hellbunten, kunstvoll gemusterten Fächer und Platteller aus in wunderbarer Pracht. Wie ernst nimmt der Zeiten überdauernde, ehrenhafte Epheu seine Mission im Dienste der Schönheit! Er lehnt sich sanft an die Korblehne, an die Töpfe und Töpfchen und wagt es bisweilen sogar, seinen Arm um eine oder die andere Blume zu legen, während sein leichtsinniger Stiefbruder, der Sommerpfeife, seiner Bescheidenheit spottet. Trieb um Trieb wirft dieser junge Fant ganz kerk um alle Blumen, ohne zu bedenken, daß er zur Strafe für dieses galante Vergehen alle Augenblicke ins Winkelchen kommen kann, an das Hoffensfenster; denn weil er sich so fest anzuklammern weiß und den Blumen hierdurch Schaden thut, so wird er meist verwundet aus der Affaire gezogen. Am besten, man steckt den Schulbigen in einen fliegenden Korb (Korb) ins Fenster, zwischen weiße Mousseline-Vorhänge, da mag er nun in die Luft hineinwuchern, uns durch die Grazie seiner ewig ungefüllten Sehnsucht nach einem Gegenstand erfreuen.

Wunder schön sind auch die verschiedenartigen Palmenarten, die bekannte Fächerpalme voran; aber Palmen sind etwas so exclusiv Erotisches, daß wir sie am liebsten allein auf einem Blumentische sehen, ohne die Gesellschaft blühender Gewächse, höchstens umgeben von würdig vornehmen Blattpflanzen.

Und wie viele reizend-jöhne, leicht zu erziehende Pflanzen gäbe es da noch zu nennen, — embarras de richesse — wir vergessen viele. Aber die holde, blaßblaue „Jungfrau im Grünen“ (Nigella damascona) muß genannt sein, denn vom Samentorn gezogen, wuchert sie im Topfe, um im Hochsommer reich zu erblühen; dann die holden Backschiele im Blumenreiche, die zart-jugendlich schlanken Verbena aller Art; das heilige, fromme Vergißmännchen, das bei nassem Boden den ganzen Sommer seine Himmelsäuglein offen behält; Prinz Oeander, der die trockene Sonnenwärme liebt und Verschwendung treibt mit seinem stammenden Blüthenreichtum voll Duft. Auch die mädchenhafte Cyclame will im Topfe ihr violett-rothes rundes Mündchen öffnen und uns das haarfeine weiße Zünglein weisen. Dann kommen die soliden Astern und nicken uns wie redlich kritische Matronen zu, während als letzte Gartenblume des Herbstes die hohe, geisthaft bleiche Chrysanthea ihr dämonisches Haupt noch Anfang Novembers im Blumentorbe erhebt.

Und kommt wieder der Schnee, der Frost, der Giskönig Winter, dann läßt der Reiche sich gleich von der Schaar der Treibhausblumen umlagern, Camellien roth und weiß blendend aus dem glänzenden dunklen Grün heraus. Wir begnügen uns mit dem wolthuenden, trostvollen Wintergrün unserer Jahre alten, treuen Hausgenossen: Ficus, Epheu, Palmen, Tradedantie (Tradescantia crupula), Schlüffelblume u., welsch letzteres so reich treibt, wie keine andere Schlingpflanze.

Aber König Lenz zieht freigeich ins Land und läßt uns vom Brautkleid seiner geliebten Erde wieder Blumen holen in Menge. Da wird das echte Märzweilchen ausgefodert und duftet in unserem Zimmer. Da leuchtet der goldene Himmelschlüssel, der echte, von der Wiege hergeholt, im bescheidenen Töpfchen und blickt auf zu den Hyazinthen, die wir aus überwinterten Zwiebeln gezogen, und zur goldrothen Tulpe, die wie eine feurige Sonne am edelgebogenen Stiele schwebt. Die herrliche Collocasia (Rütenblume, Sichaovia aethiopia) hebt den Lichtschelch empor und ihre wasserjagenden Blätter geben an ihrer fabelhaften Spitze den Wassertropfen diamantklar zurück, mit dem wir sie begossen haben. Daneben steht still geheimnißvoll die mythische Narzisse, ihre weltlicher aussehende goldgelbe üppige Schwester zur Seite.

Und überall Pracht und Zierlichkeit, Wolgestalt, Schönheit an Form und Farbe! O, wie schön sind die Blumen! Wer dürfte die Blumen mißhen wollen! Sie lehren uns Bescheidenheit, Ausdauer, Geduld, Zufriedenheit, Grazie und Lebenslust zugleich, denn alles das liegt in ihrem Wesen.

Aber man muß die Blumen verstehen und lieben. Nur wer den Blumen von ganzem Herzen dient, dem offenbaren sie das volle Wunder ihrer Art.

Das Blumenleben im Hause verklärt unser eigenes.

Graz, im Frühling 1882.

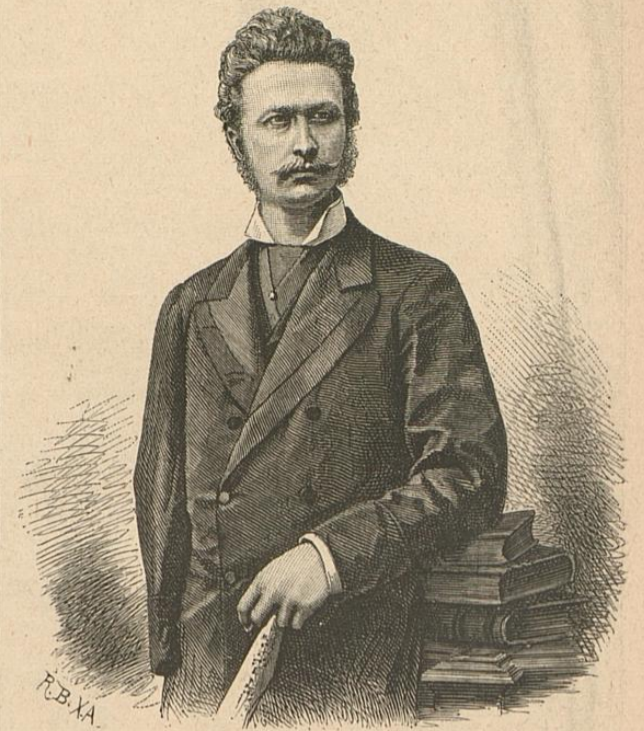
Margarethe Palm.

Mosaik.

Géza Graf Zichy. Wir bringen hier das Bild des merkwürdigen einarmigen Klaviervirtuosen Grafen Zichy, der in seinem fünfzehnten Jahre, in Folge eines Unglücks auf der Jagd, den rechten Arm verlor. Seine Geschichte bietet einen gar schönen Beweis, wie Ausdauer und Begeisterung für das Schöne zu dem unerreichbar scheinenden Ziele vorzubringen vermag.

Géza Graf Zichy, 1849 in Ungarn zu Sutara im Zempliner Comitate geboren und einer der bedeutendsten und reichsten Magnatenfamilien des Landes angehörend, fand schon frühzeitig Gefallen an Musik und Poesie. Nach dem Verluste seines Armes suchte er in den schönen Künften Trost für sein Mißgeschick. Bei Volkman Compositionslehre und Contrapunkt, bei Liszt die ausübende Kunst studierend, gelang es seiner eisernen Ausdauer, das Klavier derart zu bemastern, daß sein seltenes schöpferisches Talent niemals den Mangel der rechten Hand als Hemmnis empfand. Er leistet ganz Unglaubliches, und Hanslick — sein Name genügt — schrieb erst

unlängst über ihn: „Spielen können Viele, bezaubern Einige, Zichy allein kann heren. Oeffentlich thut er dies (wahrscheinlich um nicht verbrannt zu werden) nur für Wohlthätigkeitsanstalten.... Seit wir diesen Virtuosen der linken Hand in mehreren riesig schweren eigenen Compositionen und Bach's Chaconne bewunderten, glaubten wir auch an das Unglaubliche. Als er die erstaunlichste Tonfülle entwickelte, dazu blitzschnelles Springen und Gleiten und gebundenes



vielftimmiges Spiel — da wußten die Zuhörer nicht, ob sie ihrem Auge oder ihrem Ohre trauen sollten, denn eines wollte das andere Lügen strafen.“

Ganz bedeutend ist Géza Zichy als Improvisator, da er nach ausgegebenen balladenartigen Themen, gleichzeitig in Musik und Wort, meist in gebundener Sprache phantastirt.

Als Dichter hat sich Zichy einen sehr ehrenhaften Namen in der ungarischen Literatur erworben; eine seiner poetischen Erzählungen, die vom Maler Michael Zichy illustriert wurde, wird demnächst auch in deutscher Uebersetzung erscheinen.

Ein Fünfundzwanzigpfennig-Sonntag im Berliner zoologischen Garten. Fünfundzwanzigpfennig-Tag! Das heißt, das Eintrittsgeld ist von einer Mark auf fünfundzwanzig Pfennige für die Person herabgesetzt. Das geschah früher am ersten Sonntag und findet seit kurzem am ersten und dritten Sonntag eines jeden Monats statt. An diesen Sonntagen ist natürlich der zoologische Garten außerordentlich stark besucht. Die Zahl der Besucher steigt bei günstigem Wetter 50- bis 60,000 zu betragen.

Vom frühen Morgen an strömt an solchen Tagen eine bunte Menge dem Garten zu. Viele kommen zu Fuß, die Wenigsten in Droschken; Viele setzt die Pferdebahn ab. Seit nun die Stadtbahn eröffnet ist, die eine Station am zoologischen Garten gegenüber dem Elefantenhause hat, betheilt auch diese sich lebhaft daran, demselben Gäste zuzuführen, die sie mit großer Schnelligkeit auch aus dem äußersten Osten der großen Stadt nach dem äußersten Westen schafft, wo der Garten gelegen ist. Ein jeder der von zehn zu zehn Minuten einander folgenden Züge, indem er von der nächsten Station ab zusammenrafft, was er auf den Bahnhöfen findet, wirft dann in den zoologischen Garten eine neue Menschenwelle hinein. Zur Aufnahme dieses Zustusses ist am Elefantenhause ein provisorischer Eingang angelegt worden, der nur an Sonntagen benutzt wird.

Das Publicum der billigen Tage untercheidet sich wesentlich von dem der theueren. Es ist ein im guten Sinne gemischtes. Das vornehmste Element, das an den Einmarkttagen auftritt, fehlt meist, und mit ihm fehlen die eleganten, oft extravaganteren Toiletten. Die Gesellschaft hat einen mehr bürgerlichen und kleinbürgerlichen Charakter. Auch die Magd im Putz mit ihrem militärischen Schatz ist da und auch Landleute aus der Umgegend machen sich bemerkbar. Unzählbar ist die Menge der Kinder, unter denen auch ganz kleine Tragekinder sich befinden. Man ließe diese lieber zu Hause, aber unbewacht können sie dort nicht bleiben, wenn die ganze Familie ausruht. Also nimmt man auch sie mit, obgleich sie noch kein Verständnis für die höhere Thierwelt haben.

Jedenfalls ist das Publicum der Fünfundzwanzigpfennig-Tage ein großes und dankbares. Das dem Berliner Bürger eigene Talent, mit bescheidenem Aufwande vergnügt zu sein, tritt an diesen Tagen und an diesem Ort besonders hervor. Wenn am Nachmittag das Concert begonnen hat, bildet das Publicum auf dem großen, mit Bäumen bepflanzten Platz, der vor dem Restaurationsgebäude nach dem Schwimmvögelweiher zu sich ausbreitet, eine ungeheure compacte bunte Masse, allerliebst anzusehen aus einiger Entfernung. Dazu gehört noch, um das Bild ganz reizend zu machen, das Grün und der Sonnenschein eines hellen Matttages.

Eine starke Bewegung kommt in die im Garten versammelte Menge hinein, wenn unvermuthet ein Gewitter sich über dem Garten zusammengezogen hat, der Wind, der dem Platzregen vorangeht, plötzlich durch die Bäume fährt, einzelne große Tropfen schon niederfallen. Dann rennt, rettet und stüdtet Alles; mit gewaltiger Hast, die besonders groß ist bei den Trägerinnen heller Kleider und neuer Hüte, stürzt Alles sich in die Räume der Restauration, die, so viel Platz sie auch gewähren, doch in solchen Fällen kaum die Masse der Schutz-Suchenden aufzunehmen im Stande sind.

Die Sonntagsgäste des zoologischen Gartens wollen nicht nur unter den Bäumen sitzen und das Concert anhören, sie wollen sich besonders auch die Thiere ansehen und zwar alle und genau. Das unterliegt nun bei der großen Anzahl der Schaulustigen einigen Schwierigkeiten, zumal den Thieren gegenüber, welche vorzugsweise beliebt sind, wie die Affen oder der Seelöwe. Man muß sich mit Höflichkeit und Geduld helfen, so gut es geht, und die Kinder, auf die es besonders ankommt, hebt man empor oder nimmt sie auf den

Arm, wenn man mit ihnen nicht bis an's Gitter gelangen kann. Am größten ist das Gedränge vor den Käfigen und in den Thierhäusern um die Zeit der Fütterung, welche zwischen fünf und sechs Uhr Abends stattfindet. Die Fütterung der großen Raubthiere ist natürlich von Allem das Interessanteste. Ein fesselndes Schauspiel ist es freilich, aber ein schreckliches auch und eine gewisse Enttäuschung knüpft sich daran. Von dem sonst auch übel berufenen Tiger wollen wir nichts sagen; wie kann aber nur der Löwe, dessen Hochfurcht und Ekelmuth doch sprichwörtlich sind, bei seiner Mahlzeit sich so würdelos und unedel betragen! Schon wenn er das Fleisch wittert, geräth er, der sonst gefest ist, in eine Unruhe, die nichts Wolanständiges hat; bekommt er aber das Fleisch erst vor Augen, so ist sein Gebahren ein solches, das sich nicht beschreiben läßt, sondern gesehen werden muß. Es ist geradezu empörend. Wie viel schicklicher und säuberlicher benehmen sich die so tief unter dem König der Thiere stehenden Vögel beim Essen! Wie hübsch essen die Vögel, unter ihnen sogar der Fasan oder Pfefferschnepfen, so ungeschickt er auch mit seiner ungeheueren Schnabelnase aussieht. Man muß ihm zusehen, wie elegant er mit den Schnabelspitzen ein Bröckchen ergreift — wie man mit der Zuckerzange ein Stückchen Zucker faßt — dann den Kopf zurücklegt und es sich geschickt in die Kehle hineinwirft.

Manche sinnreiche Bemerkung hört man in dem Gedränge vor den Käfigen, besonders aus dem Munde der Jugend, die vom Roßhaften und Silberbuch her einige Vorbildung mitbringt. Es ist auch Mancher da, selbst unter den Erwachsenen, der selbst in Ab- oder Nachbildungen eine Giraffe, ein Gnu, ein Nilpferd, ein Nashorn oder ein hüpfendes Känguruh noch nie gesehen hat. Der schlägt beim Anblick solcher Gethiere wol die Hände über dem Kopf zusammen und fragt verwundert: Wie ist das möglich? Ja, er hat wol den trefflichen Director des Gartens, Dr. Bodinus, im Verdacht, ein kleines Blendwerk veranstaltet zu haben, denn natürliche Thiere könnten es doch nicht sein. Hier und da befindet sich in einer Gesellschaft von Besuchern ein in der Naturgeschichte des Thierreichs wohl bewandertes, gern belehrendes Vetter oder Onkel, der zu jeder Nummer eine Erklärung liefert, dabei aber nicht selten in eine falsche Ordnung oder Klasse hineingeräth.

Die gefangenen Thiere verhalten sich verschieden den Menschen gegenüber. Einige starren sie so neugierig an, wie sie von ihnen angestarrt werden. Manche, zumal die gewohnt sind, vom Publicum gesättigt zu werden, kommen zutraulich und schmeichelnd an's Gitter. Gleichgiltig zeigen sich viele unter ihnen, am meisten die großen Raubthiere, die um das sie anstauende Menschenvolk kaum sich kümmern, außer daß sie hin und wieder einen verächtlichen und boshaften Blick durch das Gitter werfen.

An den Fünfundzwanzigstennigen Tagen haben Wirth und Kellner vollauf zu thun, die Käse des Gartens zufriedenzustellen. So viel Mundvorrath auch zu Hause eingepackt und in den Garten hineingetragen wird, der Mehrbedarf stellt sich als ungeheuer heraus. Tausende und aber Tausende von Butterbroden werden geschnitten, gestrichen, belegt, hinausgetragen und vertilgt. Was an Kaffee und Kuchen verzehrt wird, könnte den Nachmittagsbedarf einer mittelgroßen Provinzialstadt decken. Es versteht sich von selbst, daß auch des kühlen Bieres eine stattliche Reihe von Tonnen geleert wird.

Dabei werden von Seiten des Publicums diejenigen Thiere nicht vergessen, die zu füttern demselben gestattet ist. Es sind das die Bären und der Elefant. Für diese werden stets vom Hause einige Leckerbissen mitgenommen. Eher würden Schirme und Mäntel vergessen, als der Zucker für die Affen, das Brod für die Bären und den Elefanten. Am anderen Tage sind dann gewöhnlich die Affen, die in süßen Dingen etwas zu viel geleistet haben, nicht der besten Laune und die Bären haben belegte Zungen. Nur der Elefant, der ein paar hundert Extra-Weißbröckchen zu sich genommen und dazu den Inhalt zahlloser Bierjidel mit dem Rüssel aufgezogen und zu Munde gebracht hat, ist dann — wie ich mir habe sagen lassen — der Meinung: Es war doch nur ein Wassertropfen auf einen heißen Stein.

Ein Brevier der Tanzkunst. Der „Bazar“ brachte S. 29 ein Menuet aus alter Zeit, das ihm durch die Gefälligkeit des Herrn Gzerwinski in Danzig mitgetheilt worden war. Unsere Leserinnen werden gewiß mit Vergnügen erfahren, daß Herr Gzerwinski sich sowohl um die Wissenschaft des Tanzes, als auch um dessen praktische Ausführung große Verdienste erworben hat. 1878 trat er zuerst mit einer sehr werthvollen Veröffentlichung hervor, mit der Uebersetzung des ebenso in seiner Art merkwürdigen, wie höchst seltenen Buches: „Danceographie von Loinot Arbeau (Anagramm für Jean Tabourot), Beschreibung der Tänze des 16. Jahrhunderts, sammt den dazu gehörigen Melodien jener Zeit.“ Der oben genannte französische Verfasser war katholischer Domherr. Ursprünglich dem Stande seines Vaters, zum Rechtsgelehrten, bestimmt und von Jugend an für Leibesübungen und besonders für den Tanz eingenommen, mußte er, nach schwerer Krankheit, in Folge eines Gelübdes seiner Mutter, in den geistlichen Stand treten. Er erlangte den erwähnten Ehrenposten, vergaß aber seine Vorliebe für den Tanz nicht und schrieb, 69 Jahre alt, das Buch, das jetzt nur in drei Exemplaren, in der Wiener Bibliothek und in der Pariser, vorhanden ist.

Nach der Veröffentlichung der sehr guten Uebersetzung, die allerdings nur ein ausschließlich culturhistorisches Fachinteresse bietet, trat einige Jahre später Herr Gzerwinski mit einem Buche hervor, das einem allgemein verbreiteten Unterhaltungsmittel in geistreichster und anregendster Weise Rechnung trägt und das wir unseren Leserinnen auf das beste empfehlen können: „Brevier der Tanzkunst“ (Leipzig, D. Spamer), eine genaue Beschreibung aller Tänze, mit genauer Angabe der Regeln zur Ausführung, nebst einem Tanzrepertoire für größere und kleinere Gesellschaftskreise und einer kurzen Lebensbeschreibung der berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen. Das Buch ist ebenso unterhaltend wie belehrend und hübsch ausgestattet. Unsere Leserinnen wird es gewiß interessieren, die getreue Abbildung eines französischen Hofballs im 16. Jahrhundert zu sehen, mit den ungläublichen Costümen beider Geschlechter, oder eine eben solche des spanischen Kirchentanzes, der noch heute in Sevilla vom Altare aus mit Castagnetten von jungen Knaben in altspanischem Anzuge ausgeführt wird, vor denen die gläubige Menge niederhinkt. Diese Abbildungen und noch viele andere enthält das Büchlein, das nur 260 Seiten stark ist. Fügen wir noch hinzu, daß jede Seite einen auf den Tanz bezüglichen Dichterspruch bringt, so wird Jedermann zugeben, daß hier im gedrängtesten Raume Reichhaltiges und Anregendes geboten wird. S. C.



Wir haben mit dem Winter ob seiner Pflichtvergessenheit geschmolzt und den Frühling nennen wir, trotz aller einschmeichelnden sonnigen Tage, ein wenig vorlaut, überfluthet er uns doch vor der kalenderberechtigten Zeit bald mit sommerlicher Wärme und brennenden Sonnenstrahlen, bald mit kalten Regengüssen. Welches sind die Consequenzen? Anausgesetzter Contact mit der Mode, von der man behaupten möchte, sie habe mit dem schelmischen Frühlingsthe, seine Wetterlaunen unbeachtet lassend, einen Compromiß geschlossen. Denn kaum ist die Frage der Toiletten für die demi-saison von uns erledigt, so tritt sie uns schon siegesbewußt mit einer Fülle reizender sommerlicher Stoffe entgegen. Sauvo qui peut! Ich meine, es werden nur Wenige ihrer Uebermacht entgehen, angesichts der bestickenden luftigen und buftigen Stoffe, des zarten Colorits und der oft übermüthigen Dessins.

Eine ganz besondere Attate hat sie auf unsere Schwäche für Blumen vorbereitet, die in vollendeter Zeichnung auf werthvollen, wie auf einfachen Stoffen von entzückender Wirkung sind. Auf Seidenstoffen, auf Gaze, Grenadine, Batist, baumwollenem satin, auf Cretonne, Percal, toile de Mulhouse, Alsacien, sei es auf hellerem oder dunklerem Fond und in einer Nuance der auch für die leichteren Stoffe beliebten Farben: blau, mauve, braun, olive, foin, chamois, écarlate. Ich sah wir unregelmäßig verstreute Rosen, Nelken, Kornblumen, Asters, Lilien u. s. w. in natürlicher Größe, bald in naturwahren frischen Farben, bald auch in matten, den Blüten entsprechenden Tönen, oder in ganz abweichendem Colorit, wie z. B. die Blüthe der Gartentresse (Kapuzintresse) in blauer Schattirung mit olivfarbenen Blättern und Stielen auf zartem mattblauen Fond, oder bräunliche Asters auf mattofa satin. (Vgl. Abb. 1). Andere Dessins, die ich im Magazin des Hoflieferanten H. Vissauer sah, bestehen in Bouquets aus verschiedenen Blumenarten, die in regelmäßigen Zwischenräumen einem dicht mit kleinen Blättern überdeckten Fond aufliegen oder in kleinen Büscheln von nur einer Blumenart auf einem mit Knospen derselben Blume überstreuten Fond. Als besonders hübsch fielen uns



Beilichstränge auf, von wahrhafter Reinheit der Farben und Feinheit der Zeichnung, die in der naturtreuen Wiedergabe selbst der kleinsten charakteristischen Merkmale an die technische Virtuosität der Aquarellmalerei erinnern. Neben diesen Dessins sind aber auch Stoffe mit Kleinfiguren, wie Rosenknospen, Eritrauben, Aehren, ferner die buftigen mousselines mit hellem Fond und zarten, in einer Farbe abgezeichneten Blumengewinden viel begehrt. Auch die abgepaßten Roben aus satin und Cretonne, welche auf blauem, braunem oder olivfarbendem Fond ein weißes Spitzendessin aufweisen, finden viel Nachfrage. Ein Gleiches den alljährlich neu auftauchenden Extravaganzen dieses Genre nachrühmen zu können, bezweifeln wir; doch da es Aufgabe der Berichterstatterin ist, das Neue dem Alten, das Geschmacklose dem Schönen und Gefälligen als scharfe Contraste gegenüberzustellen, so registriere ich hier auch gewisse Anormitäten der Dessins, die als ungeheuerliche Reptilien zwischen Korallen und Seetang in fabelhaften Farben, oder als Drachen, Löwen, Pfauen, zwischen Blumengewinden placirt, erscheinen. Ebenso abnorm sind Pleins mit kleinen Fischen, Käfern, Insekten, Vogelköpfen, fliegenden Vögeln, Paletten, kleinen Motiven und Gruppen aus der Thierwelt des Waldes oder gar — der Kinderwelt!

Welch genialer Künstler auch immer derartige Zumuthungen an Ihre ästhetische Geschmacksrichtung gestellt haben mag — Sie werden ihm diese kleinen Studien auf dem Felde der Zoologie und der Ornithologie vergeben, um des Amüsemments willen, das diese Mittheilung Ihnen bereitet.

Unwillkürlich unterzieht die Ideenverbindung all die neuen Stoffe auch neuen Formen. Diesmal indessen verhält sich dabei die Mode ablehnend. Und wenn auch ein Pariser Berichterstatter mit apokryphischer Sicherheit behauptet „aussi verrons-nous des robes de tous les styles et chaque femme est elle-même aujourd'hui son ministre de la mode“ — so sagen wir Beide dennoch: bien! nous verrons, und ich füge hinzu, daß die Form und Ausstattung unserer sommerlichen Toiletten nicht wesentlich von dem Typus der letzten Frühjahrs-Costüme abweichen wird. Wo solches stattfindet, beschränkt es sich auf Details. Wie bisher also wird der runde buschige Rock von 190 bis 200 Cent. Weite, welcher durch eine Tourneüre oder einen angebrachten Stahlreifen nach hinten hin zurückgehalten und gehoben wird, sich der Allgemeinheit erfreuen. (Wie wir hören, fertigt Worth Schlepptrennen nur für Hochzeiten, große Dinners und ähnliche Fest-

slichkeiten.) Vielsach ist der Rock nur am unteren Rande mit zwei schmalen, in Valfalten gelegten Volants, mit breiter Rüsche à la vielle, mit gezogenen Puffen oder einer dichten Rüsche, chicorée genannt, verziert. Andere Garnituren bestehen in einer etwa 80 Cent. breiten Plüschfrisur oder in zwei bis drei breiteren Puffen und einer Valfaltenfrisur am unteren Rande. Es läßt sich also bezüglich der Rockarrangements entschieden eine Vereinfachung constatiren; Gleiches ist von der Tunika, von den Paniers oder der sonst vorhandenen oberen und hinteren Drapirung des Rockes zu sagen, die oft ohne jede ängstliche oder verwirrende Stoffverschwendung combinirt sind. Unter den Taille machen sich drei verschiedene Typen geltend. Zu eleganteren Costümen, namentlich solchen von Seidenstoff, wird ausschließlich die mit Fischbein versehene Schnebentaille à pointe modérée, wie die Pariser Modistin vermerkt, mit längerem oder kürzerem, auf den Hüften geschweiftem Schoßtheil gefertigt; ihm schließen sich in der Seitennaht vielfach Scharpes an, die entweder vorn oder auch hinten in gefälligen Schleifen-Arrangements geschlossen werden. Zu dieser Taille, die auch meist nur halbblange Ärmel aufweist, gehören kurze, bauchige, auf dem Rock drapirte Paniertheile, welche jene schlanke und grazioser erscheinen lassen und an das Genre bouffant des vorigen Jahrhunderts erinnern. Eine zweite Art von Taille ist die kurze Polonaise oder das Ueberkleid, welche, Paniers imitirend, mehr oder minder bauchig gefasst wird, und endlich die lange Schoß-taille mit untergesetzten Westentheilen, angelegten Schoßtheilen u.

Großes Gewicht wird für die Garnitur der Sommerkleider der Stickerei und der Spitze beigelegt. Erstere findet ihre kostbarsten Vertreter in den tabliers, welche von uni-Stoff mit bunten Bouquets von Seide in Plattstich-Stickerei verziert und geschmackvoll mit anderem dazu passenden Stoff zusammengesetzt sind. Allerdings sind Toiletten von derartigem Arrangement höchst exclusiv, schon durch den hohen Preis der Stickerei, doch wirken sie bislinguirt und vornehm; wenig beeinträchtigt werden diese Eigenschaften, selbst wenn das tablier durch einen die Stickerei imitirenden brochirten Seiden- oder Gaze-stoff ersetzt wird.

Selten haben die Spitzen in so hoher Gunst gestanden, wie gegenwärtig. Jede Gattung wird verwertet, die farbige sowohl wie die schwarze oder weiße, vielfach werden die beiden letzteren zusammen arrangirt. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die spanische Spitze mehr und mehr der schwarzen Chantillyspitze weicht. Auch begnügt man sich durchaus nicht mehr mit den durch den Gebrauch uns bekannten Arten wie: die Mençon, die englische, die Valencienne, die Brügger, die Florentiner Spitze u. s. w., — die wahren Enthusiastinnen, die Heroinnen der Mode, suchen mit Feuerreifer nach antiker, nach historischer Spitze, deren Werth sie nach den Jahrhunderten ihres Daseins bemessen und bezahlen. So wurde kürzlich von einer vornehmen Frau in einer Spitzenausstellung in Paris ein Stück venetianischer Points, aus einer Dogenfamilie stammend, für den Preis von 8900 Frs. erstanden! Da liegt vor mir ein kleines süßes Bild à la Kate Greenaway's jüngsten reichen Phantasiegebilden. Was soll's damit? Denken Sie. Nichts geringeres, als daß auch nun die Mode sich dieses Lieblings von Jung und Alt bemächtigt. Die Mode, die bisher nur der textilen Kunst den Cultus mit diesen Erzeugnissen eines genialen Geistes gestattete, hat mit einem Mal die Hand verlangend danach ausgestreckt. Unseren großen und kleinen Damen brückt sie den kleidsamen Hut Ketty Bell und den mit Abb. 2 bargestellten Hut auf die Locken. Ersterer ist ganz aus gezogenem Stoff, Seide, Batist u. hergestellt, mit rosa satin gefüttert und innen und außen mit dicker doppelter Spitzentrüsche garnirt. Das andere Hüthen ist aus weißem Batist, welcher gleichfalls auf Draht, die Kopfform imitirend, gezogen ist, und schwarzen Sammetstreifen hergestellt. Es bringt die ganze Anmuth eines süßen unschuldigen Kindergeschichts zur Geltung.

Seit einigen Monaten gehört es zum high-life der Pariser Gesellschaft, sich etwas nach den Gebräuchen der Nachbarn jenseits des Canals und des Oceans zu richten. So ist momentan die rage in Paris, die Kleider der Kleinen nach englischen und amerikanischen Vorbildern zu fertigen, welche die Meisterinnen der Kunst alten englischen Gemälden und Stichen entlehnen. Diese ein-

fachen und praktischen Anzüge bestehen meist aus einem à plissé gefalteten oder mit einer Plüschfrisur garnirten Röckchen und einem hohen Ueberkleid (Abb. 3). Ein weiter faltiger Stofftheil, um den Hals und in der Taille, hinten und vorn gekräuselt, ein Gürtel aus Satinband, vorn in Schleifen geknotet, bildet häufig das einem ungarischen oder russischen Blumenhemd nicht unähnliche Kleidungsstück. Dazu der Ketty Bell (Abb. 4) und. — nous voilà anglomanes!



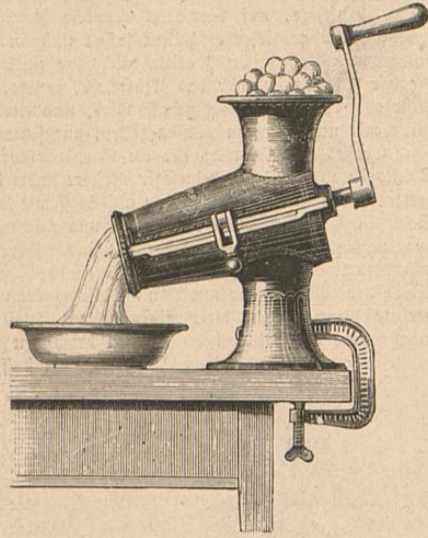
Abb. 3.



Abb. 4.



Die Kartoffelpurée-Maschine, deren nebenstehende Abbildung wol keiner weiteren Beschreibung bedarf, soll zum Ersatz der Handarbeit dienen und wird auch die Quetsche völlig verdrängen. Wir haben uns davon überzeugt, daß man mit dieser Maschine in wenigen Minuten für eine größere Anzahl von Personen ausreichend, bequem und reinlich Kartoffelpurée bereiten kann. Zum Gebrauch wirft man die gekochten Kartoffeln in den Einwurfsrichter, dreht die Kurbel nach rechts herum und sorgt, beständig drehend, dafür, daß die Maschine gefüllt bleibt. Die Maschine läßt sich leicht reinigen und eben so leicht wieder zusammenetzen. Der Preis der Maschine beträgt 15 M.; dieselbe ist im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW., Leipzigerstraße 88, vorrätig.



Rösselsprung.

Aufgabe Nr. 1.

Table for the word puzzle 'Rösselsprung'. The grid contains letters: sei, ge, mich, Ist, ge, ich, Mai, nat; der, mir, ben, und, für, Mai, er, sah; stand, Wenn, ist, ge, Mo, sten, Mo, im; der, glück, im, er, der, fallen, Dich, Herz; mein, Dir, Dir, So, Tag, nat, Tag, im; lich, glück, Am, Mai, niß, er, mein, allen; frei, Ge, er, von, ste, Das, Tag, ste; Der, ste, lich, ständ, ste, allen, von, Dir.

Das Wesen des Rösselsprungs besteht, wie wir früher ausführlich erörtert haben, darin, daß der Springer, auch Rössler genannt, von einem Felde ausgehend, auf alle Felder des Brettes, jedoch auf keines zwei Mal springen soll. Weisens wird noch die erschwere Bedingung hinzugefügt, daß er im Stande sein soll, vom letzten erreichten Felde auf das erste zurückzuspringen. Der hier vorgelegte Rösselsprung erfüllt diese Bedingung nicht, zeichnet sich jedoch durch schöne symmetrische Form aus.

Schach.

Aufgabe Nr. 79.

Von Herrn Kruschel in Zürich.

Chessboard diagram for Aufgabe Nr. 79. The board is labeled a-h and 1-8. Pieces are placed on various squares: King on e8, Queen on d8, Rook on a8, Knight on b8, Bishop on c8, Pawns on a7, b7, c7, d7, e7, f7, g7, h7.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

St. in Leipzig. Nr. 76 richtig. — M. Trostmann in Prag. In Nr. 76 würde auf 1 s e 4 — g 3, s d 5 — b 6 folgen. — R. A. in München und J. Kaulsen in Tellingstedt. In Nr. 75 scheitert 1 T g 6 — f 6 an D f 3 n. a 8 f. — Fr. S. in Breslau. Nr. 76 richtig. Ueber Nr. 75 bitte vorher zu vergleichen. — W. R. in Lübeck. Nr. 75 richtig. — Fräul. Auguste v. M. in Wien. Wir empfehlen Ihnen zu dem angegebenen Zwecke das sehr praktische Schachspiel: „Buchschach“, zu beziehen von Erfinder Th. Brand in Sonneberg für den Preis von 7 M. 50 Pf. — Herr A. R. G. in Danzig. Die Gesetze der Problemcomposition finden Sie kurz angegeben in S. Du Fresnois: „Sammlung leichter Schachaufgaben.“ Leipzig, Verlag von Th. Neclam. Preis 40 Pf. — Fräul. Marie U. ... in Prag. Nicht jede Aufgabe, in der das Matt in angegebener Zugzahl erzwungen werden kann, ist als ein Problem zu bezeichnen. — Herr W. G. in Königsberg i. Pr. Es gibt zwei Hauptarten des Damenspiels, nämlich das deutsche und das polnische. Jenes wird namentlich in England und Amerika, dieses in Frankreich und den Niederlanden kultiviert; in Deutschland sind beide Arten heimisch. — Fräulein Fanny Spidenreiter in Graz. Die Aufgabe, acht Bauern so aufzustellen, daß in jeder waag- und senkrechten Reihe nur einer steht, ist vielfach und zwar so leicht lösbar, daß sie sich zum Abdruck nicht eignet. — Fräulein Eva Voelkel in Wolfenbüttel. Sie meinen, Nr. 75 lasse zwei andere Lösungen zu, und zwar durch 1 D h 8 — d 4 oder T g 6 — f 6. Diese Ansicht ist jedoch unrichtig, da in beiden Fällen Schwarz D f 3 n. a 8 f antwortet. — Herr Dr. Koch in Wien. Auch Sie bezeichnen für Nr. 75 den Zug 1 D h 8 — d 4 als „einfache“ Nebenlösung und übersehen die noch „einfachere“ Wider-

legung durch D f 3 n. a 8 f. Jean Strehler in Langnau. Nr. 76 richtig. Ueber Nr. 75 bitte vorher zu vergleichen. — Oscar Rofke in Camenz. Nr. 76 richtig. In der vorgelegten Aufgabe entscheidet 1 D b 8 — e 8, worauf Matt im zweiten Zuge folgt. Die Idee ist übrigens nicht neu. — Fräul. Gajeflein in Mählig, Gerhard v. K. in Königsberg, Anton L. ... in Würzburg. Nr. 76 und 77 richtig. — Fräul. Gabrielle Hoffmann in Passau. Es entgeht Ihnen in Nr. 75, daß auf 1 T g 6 — f 6, D f 3 n. a 8 dem Könige a 1 Schach bietet; daher 2 T f 6 nicht auf f 1 matzuziehen kann. Ebenso würde in Nr. 73 auf 1 S d 5 n. e 7, S a 4 — c 3 Schach bieten, daher kein Matt im zweiten Zuge erfolgen können. — E. Grund in Clausthal, L. v. G. in Potsdam, Wilfried D. in Danzig. Nr. 77 richtig gelöst. — Fräul. Gudmilla v. A. in Breslau. Ihre Anerkennung der Kundigen Aufgabe Nr. 77 ist wol begründet. Probleme sind uns willkommen und werden veröffentlicht, wenn zum Abdruck geeignet. — Fräul. E. v. G. C. in Trieplag, Herr W. v. D. in Luzern, August L. ... in Warschau, W. L. in F., J. Reichel in Budapest, A. Gluchowski in Camienna, C. A. Gieseler in Kirchen, L. Behrend in Breslau, W. v. St. in Spandau. Nr. 76 richtig gelöst. — Fräulein E. v. G. C. in Trieplag. Nr. 77 richtig. In Nr. 75 ist 1 D h 8 — d 4 erfolglos wegen D f 3 n. a 8 f. — Herr Richard Kundmann in Berlin. Nr. 76 richtig. — W. L. in F. Nr. 77 richtig. — E. M. in Kayserberg (Elsas). Nr. 76 richtig.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 77 Seite 96.

Weiß. 1. D e 7 — h 7. 2. S b 4 — d 3. Schwarz. Ke 5 — f 4, — d 4 oder — f 6, — d 6. — c 6 oder Se 3 — g 4, — c 4 matt.

Damenspiel.

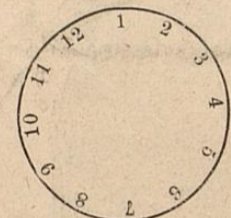
Aufgabe Nr. 8.

Chessboard diagram for Aufgabe Nr. 8. The board is labeled a-h and 1-8. Pieces are placed on various squares: King on e8, Queen on d8, Rook on a8, Knight on b8, Bishop on c8, Pawns on a7, b7, c7, d7, e7, f7, g7, h7.

Weiß zieht und gewinnt.

Die Dame verpflichtet, ihn ebenfalls zu schlagen etc. Nehmen wir z. B. an, eine weiße Dame siehe auf c 1, ein schwarzer Stein aber auf e 3, ein anderer auf e 5, so muß die Dame beide Steine schlagen und nimmt nach ihrem Belieben Platz auf d 6, c 7 oder b 8. — Wir werden auch Aufgaben aus dem deutschen Damenspiel später folgen lassen.

Kreiszählsel.

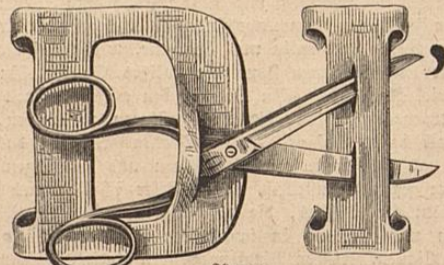


Die nebenstehenden Zahlen lassen sich durch Buchstaben so ersetzen, daß sie bedeuten: 1, 2, 3, 4, 5 einen Bühnendichter, 2, 3, 4, 5 einen Fluß in Frankreich, 2, 3, 4, 5, 6 einen Componisten, 4, 5, 6, 7 eine Stadt in der Schweiz, 5, 6, 7, 8, 9 einen männlichen Vornamen, 8, 9, 10, 11, 12 einen großen Staatsmann, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 ein Pflanzenharz.

Silbenräthsel.

Aus folgenden 29 Silben sind 11 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten einen weltberühmten Industriellen und deren Endbuchstaben, ebenfalls von oben nach unten, den Namen eines der größten Mathematiker, Naturforscher und Philosophen ergibt. ro, vi, lu, al, ma, for, i, re, cul, na, es, da, pe, li, zel, sek, da, ta, son, now, tu, se, kal, po, lan, ut, o, por, lus. 1. Ein Gebirge in Asien. 2. Römischer Feldherr. 3. Eine Göttin. 4. Eine Blume. 5. Stadt in Slavonien. 6. Ausgeschiedener deutscher Schachspieler. 7. Eine Musje. 8. Russisches Kaiserhaus. 9. Benennung eines Tones in der Musik. 10. Fluß in Italien. 11. Gebrannter Thon.

Rebus.



Auflösung der räthselhaften Inschrift Seite 112. Ich die? o Sie Spaßmacher Sie. Auflösung des Räthfels Seite 112. „W.“



Literatur und Kunst.

Literatur und Kunst. Herr W. N. in Fulda. Ueber die „Bedeutung“ der „Lieder aus der Fremde“ von Dr. Friedr. Wolf, herausgegeben von Dr. Kurt Wolf (Würzburg, J. Staudinger) müssen wir ganz abweichender Meinung sein. Uns ist selten etwas Unerschütterlicheres und — Klüglicheres vorgekommen als diese „Lieder.“ Dem „Dichter“ (er selbst nennt sich anpruchlos „der Dichtung Meister“) waren selbst die Anfangsgründe der Poetik unbekannt als er diese schrecklichen Sachen schrieb, und die einzige Entschuldigung für die besagten werthe Publication liegt darin, daß sie, wie der Titel lehrt, nicht ihm zur Last fällt. — Kurt Karlfen, Neudenburg. Vielleicht der „Sentenzenich“ aus Dichtern und Denkern aller Zeiten.“ Gesammelt von Max Lehmann (Berlin, Haube & Spener). Die Auswahl ist nicht ohne Geschick gemacht und hat schon in der ersten Auflage so viel Beifall gefunden, daß eine zweite (1881) nöthig geworden ist. Letztere ist namentlich durch gediegene Sentenzen von Krudt, Byron, Calderon, Geibel, Heibel, Hegel, Hippel W. von Humboldt, Kant, La Rochefoucauld, Lavater und Saime bereichert und dürfte Ihren Zwecken entsprechen. — Blauang am Wiesenrand. Wenn Ihnen unsere Besprechung von Carmen Sylva's Dichtungen Sappho und Hammerstein ein so „brennendes Verlangen“ erregt hat, diese und andere Dichter der hochgeborenen Dichterin zu lesen, so ist Ihnen jetzt dazu gute Gelegenheit gegeben. Die Verfasserin hat eben bei Emil Strauß in Bonn unter dem Titel „Stärme“ einen Band erscheinen lassen, der nicht nur jene oben erwähnten Dichtungen, sondern noch zwei andere tief empfundene und formensöhne kleine Epem: „Ueber den Wassern“ und „Schiffbruch“ enthält. Uebrigens haben Sie auch gerechten Anspruch auf das Büchlein, denn die hohe Verfasserin widmet es in einer schwingvollen Eingangsdichtung „Guch, die als athmender Sonnenstrahl Nur Helle und Wärme versendet, Und zärtlich der Erde, die kalt jaust und lahl, Erst Freude und Lichtheit spendet etc.“ und daß Sie, sinniges „Blauang am Wiesenrand“, ein „athmender Sonnenstrahl“ sind und ihre Umgebung erhalten, sind wir fest überzeugt. — W. Warnow. Bücher, wie das von Ihnen entbehrte, gibt es allerdings, und dasselbe Bedürfnis, das Sie empfinden, hat solche hervorgerufen. Ich nenne Ihnen den „Katechismus der Philosophie“ von J. v. Kirchmann. 2. Aufl. (Leipzig, J. F. Weber). Der Verfasser vertritt in dieser verständlich und compendios gehaltenen kleinen Cyclopaedie das sogenannte realistische System, welches neben anderen Vortheilen auch den bietet, für den Ungewöhnlich am leichtesten zugänglich zu sein und aus sich heraus die übrigen Systeme trefflich zu beleuchten und zu erklären, ohne den Leser in der Freiheit seines Urtheils zu beschränken. Daß diese realistische Richtung in der Gegenwart die rein idealistische mehr und mehr verdrängt, dürfte Ihnen bekannt sein. Auch Ihre hochstrebende Schwelger wird Freude an dem Buche haben. — Herr J. K., Bremen. Mit dem uns von Ihnen empfohlenen Gedichte „Läuterung“ von G. A. Kessel (Bremen, Kuhlmann) haben wir eine schöne Stunde verbracht. Es ist zu größtem Theil nichtiges Reimgebimmel ohne jeden Werth.

Toilette, Mode, Handarbeit.

Toilette, Mode, Handarbeit. B. N. in N. Die „Gesellschaftstoilette aus Lederbrocat“ (Col. Mollenbild „Mars“) finden Sie im Magazin von J. Landauer, Berlin, Unter den Linden 67. — Wanda in N. Auch nach Durchsicht der betreffenden Beschreibung bleiben uns Ihre Winische unverständlich. — L. F. in Ida. Wenden Sie sich wegen des großen Monogramms an die Metall-Schablonenfabrik von C. W. Hehl, Berlin, Alte Jacobstr. 76. — Abonnentin in Frol. Garniren Sie das Kleid aus eoru-farbenem surah mit caroubier-rothem Seidenstoff und venetianischer Spitze. — D. S., Posen. Das Letztelhaus, Berlin, Königgräberstr. 90, welches Handarbeiten in Commission nimmt und nach Verkauf derselben der Einsenderin den Betrag nach Abzug einer kleinen Provision zuwendet, dürfte Ihren Wunsch erfüllen. — C. S. Mauerblümchen. Zur Garnitur eines dunkelblauen Cretonneliebes wählen Sie hellblauen gleichen Stoff; ein hellblaues Cretonneliebes garniren Sie mit gelblicher oder weißer Spitze. Zu einem garnirten Rock aus schwarzem Stoff können Sie eine Taille aus schwarz und weiß carirtem Wollestoff tragen. Tragkleidchen aus schottischem Wollstoff sind beliebt. — Cloira in Budapest. Der Preis des fertigen Ständers ist 100 bis 115 Mark. Die Stiderei, in welcher die Figuren fertig gefickt, die übrigen Delfinfiguren nur vorgezeichnet sind, kostet 44 Mark. — A. in V. Die Spitzen-Manufactur von B. Wechseltmann, Berlin W., Behrenstr. 36, übernimmt Wäsche und auch die Application von echten Spitzen. — C. K. in G. Uebertragen Sie die Contouren des Dessins mit einem Faber'schen Kreidestift Nr. 1 auf Pauspapier (Delpapier), legen Sie letzteres mit der rechten Seite auf den Stoff und reiben Sie mit einem Falzbein mehrmals darüber hin. Nach Entfernung des Pauspapiers werden die Contouren des Dessins vermittelst eines in Farbe getauchten Pinsels nachgezogen, bis dasselbe klar auf dem Stoff erscheint. Selbstverständlich hat man für dunkle Stoffe weiße, für helle Stoffe dunkle Farbe zu wählen und dergleichen etwas Fischgalle zuzusetzen.

Verstärkendes.

Verstärkendes. Emilie W., Frankfurt. Die Seidenstofffabrik von J. Rürer in Zürich sendet Ihnen vollständige Mustercollectionen. — L. Kange (Edelweiß). Noch zu formlos. — A. et A., Wien. Der „Angeliebte“ wie der „Kläue“ sind zu bekagen. — Nofa B., Wien. Mühen verzichten. — C. N., Wahren, Neudamm, Leipzig. Die Absatzgebiete sind nicht in Erfahrung zu bringen. — Idonice, Zittau und Kate V. Uns nicht bekannt. — Naturfreundin Ella. Frau R. Remy, Kurfürstenstraße 154, Berlin. — Baronin C. W., Berlin. Die Adresse des Frä. Kell ist: Berlin, 76. Großbeerstraße. Der trefflichen Unterrichtsmethode dieser Gesangslehrerin verdanken u. A. drei Mitglieder der Oper, Frau Wallinger und die Herren Ernst und Müller bedeutende Erfolge. — Frau W. S., Düsseldorf. Die Erziehungsanstalt von C. Reichel, Subertusburg i. S., für schwachsinige Kinder. Die Anstalt wird von einem wirklichen Fachmann geleitet. Die Aufnahmebedingungen sind mäßig. — S. U. Geeignete Räthsel und Rebus-Einsendungen sind uns immer erwünscht. — Mehrere Abonnenten in Köln a. Rh. Die Abstammung des Wortes ist uns nicht bekannt. — Frau S. in G. Bazar Jahrg. 1858 und 1859 sind vergriffen; Jahrg. 1860—1875 kosten à 5 M., 1876 u. ff. je 10 M. Zu beziehen durch eine Buchhandlung oder direct von unserer Expedition. — A. Z., Brünn. Bedauern über Beides keine Auskunft geben zu können. — Fräul. v. C., Neapel. D. Förstle, 33. Pringsstraße, A. Schalbe, 25. Seibelstraße, D. Matern, 82. Dresdenerstraße, sämtlich in Berlin. — Camilla Agram. Besser englisch; 1 Postkarte à 20 Pfennige.

Wir erhielten nachstehende Zuschrift:

Wir erhielten nachstehende Zuschrift: Verehrter Herr Redacteur! Völlig zerknirsch darüber, daß meine „Intimen Briefe“ eine solche Flut von Anfragen über Sie hergeleitet haben, bitte ich Sie, dieselben fernherhin in meine stille Klause zu dirigiren, denn, befaße ich mich auch nicht gerade mit einer „Agentur für Lampenschirme“, so möchte ich Sie, der Sie in Ihrem Verufe ohnehin zu den Zielgeplagten gehören, doch in etwas entlasten. Ich könnte den lebenswichtigen Fragestellerinnen doch nur Folgendes antworten: „Meine Verehrtesten, sind Ihre Arbeiten wirklich schön und kunstgerecht hergestellt (was z. B. mehr Pappeckel als Blumen enthält, ist unvernünftig bei Seite zu lassen — dies an die Adresse einer Fragerin in Gienach), so bedürfen Sie keiner Intervention. Wenden Sie sich mit Probeeinsendungen direct an verschiedene Verkaufsstellen für dergleichen, also an Galanterie- und Papeterie-Bäden. Die Wege, mittelst welcher die von mir erwähnte alte Dame ihre Schirme verwerthet, sind privater Natur, und wären sie dies auch nicht, würde ich doch Abstand davon nehmen, meiner lieben Alten eine Concurrenz zu schaffen, was Sie, meine zartfühlenden Leserinnen, begreiflich finden werden.“ Im Uebrigen Glückauf!

Die Verfasserin der „Intimen Briefe.“

Für Putzgeschäfte.

Für Putzgeschäfte. Die „Illustrirte Coiffüre“, Modenjournal für Damenputz, kostet vierteljährlich 3 M. und bringt: Colorirte Hutbilder (à 6—7 Modelle), Colorirte Hutköpfe (3/4 Lebensgröße), Colorirte Costümbilder, Tableau's (mit Hauben und Lingerien) und illustrirte Haupt-Nummern. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.